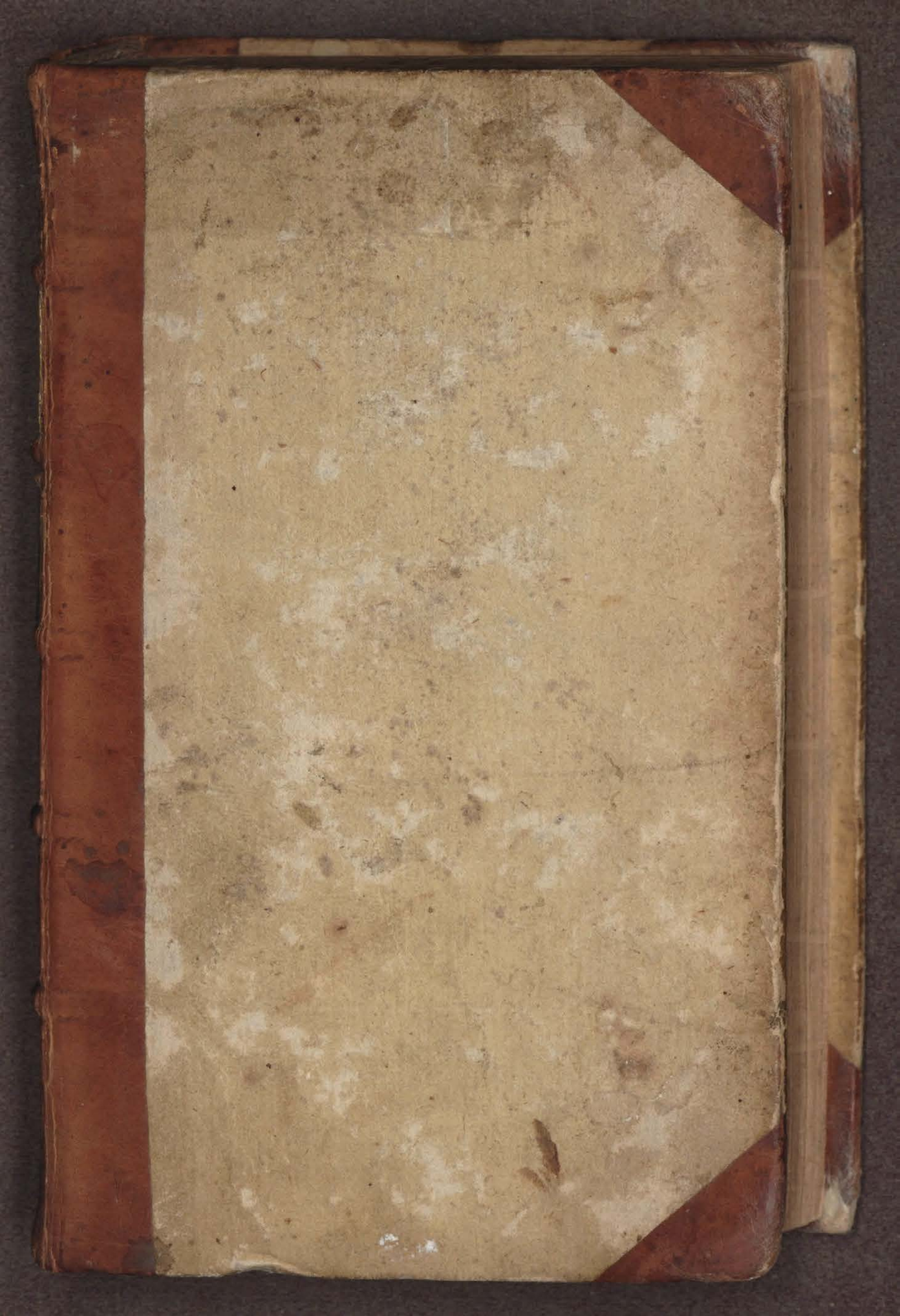


1804. Jul. 26.

Auszug des Englischen Zuschauers

nach einer neuen Uebersetzung.



Siebenter Band.



Νηπιοι ουκ ισασιν οσῳ πλεον ἡμισυ παντος.

HESIOD.

Berlin, 1783.
bey Christian Friedrich Himburg.




BIBLIOTEKA

Der Zuschauer.

Zwey hundert neun und achtzigstes Stück.
(499.)

Wilhelm Honigseims Traum, bey Gelegenheit der Weiber von Weinsberg.

— — Nimis uncis
Naribus indulges — Pers.

Mein Freund Wilhelm Honigseim sagte mir vor länger als einem halben Jahre schon, daß er große Lust habe, sich einmahl an einem Zuschauer zu versuchen, und daß er unter meinen Blättern gern eines von seiner Hand sehen möchte. Diesen Morgen erhielt ich endlich folgenden Brief von ihm, womit ich, nach Verbesserung einiger kleinen orthographischen Fehler, dem Publiko ein Geschenk machen will.

Lieber Zuschauer,

„Ich war vor zwey Abenden in Gesellschaft sehr angenehmer junger Leute beiderley Geschlechts. Das Gespräch fiel auf einige Deiner Blätter über die eheliche Liebe, und dieß veranlaßte einen Streit, ob es mehr böse Männer oder mehr böse Weiber in der Welt gäbe. Ein Herr, welcher die Sache der Damen führte, ergriff diese Gelegenheit, uns die Geschichte einer berühmten Belagerung in Deutschland zu erzählen, wovon ich auch in meinem historischen Wörterbuche folgende Nachricht finde. Als der Kaiser Konrad der dritte den Guelphus, Herzog von Baiern, in der Stadt Weinsberg belagerte, und die Stadt der Uebergabe nahe war, übergaben die Weiber eine Bittschrift an den Kaiser, daß er ihnen erlauben möchte, aus der Stadt abzuziehen, und nur so viel mitzunehmen, als jede tragen könnte. Der Kaiser, welcher wohl wußte, daß sie nicht viel von ihren Sachen würden fortbringen können, willigte in ihre Bitte; worauf denn die Weiber, zu seinem großen Erstaunen, jede mit ihrem Manne auf dem Rücken, herauskamen. Der Kaiser ward durch diesen Anblick so sehr gerührt, daß ihm Thränen in die Augen schossen, und nachdem er die Weiber, wegen ihrer ehelichen Liebe sehr her-

ausgestrichen hatte, schenkte er ihnen ihre Männer, und nahm den Herzog wieder zu Gnaden an."

„Das Frauenzimmer triumphirte über dieß Geschichtchen nicht wenig, und fragte uns auf unser Gewissen, ob wir wohl glaubten, daß die Männer, in irgend einer Stadt von Großbritannien, in demselben Fall, und auf dieselbe Bedingung, ihre Frauen aufgepackt haben, oder ob sie nicht vielmehr froh gewesen seyn würden, eine so schöne Gelegenheit zu finden, ihrer loszuwerden? Mein guter Freund, Thomas Raschwitz, welcher der Sprecher unsers Geschlechts zu seyn übernahm, erwiederte hierauf, sie würden sehr zu tadeln seyn, wenn sie nicht ihren Frauen eben denselben guten Dienst leisten wollten, indem ja ihre Stärke grösser, und ihre Bürden leichter seyn würden. Nachdem wir uns nun mit dergleichen Gesprächen angenehm unterhalten hatten, fielen wir endlich, um den Abend hinzubringen (denn die Abende werden jetzt lang) auf den löblichen und uralten Zeitvertreib, das Frag- und Kommandirspiel. Ich war nicht sobald mit der königlichen Gewalt bekleidet, als ich allen anwesenden Frauenzimmern, bey Strafe meiner Ungnade, befahl, der Gesellschaft aufrichtig zu sagen, was jede von ihnen, im Fall sie sich in der obgedachten belager-

ten Stadt befunden, und dieselbe Erlaubniß, als die guten Weiber von Weinsberg, gehabt hätten, mitgenommen, und am liebsten gerettet haben würde? Ich bekam verschiedne lustige Antworten auf meine Frage, und der Spaß dauerte, bis es Schlafengehens Zeit war. Dieß füllte meinen Kopf mit einem solchen Gewirre von Ideen, daß ich im Schlafe folgenden Traum hatte."

„Ich sah eine Stadt dieser Insel, die ich nicht nennen will, von allen Seiten berennt, und die Einwohner derselben in so großer Noth, daß sie um Gnade baten. Der feindliche General wollte von keinen andern Bedingungen hören, als denen, welche der obgedachten Stadt Weinsberg zugestanden wurden, nehmlich, daß es den verheuratheten Frauenzimmern frey stehen sollte, die Stadt zu verlassen, und so viel sie tragen könnten, mitzunehmen. Alsobald flogen die Stadtthore auf, und es erschien eine Procession von unzähligen Frauen, die in einer Reihe hinter einander hergingen, und unter ihren Bürden taumelten. Ich stellte mich auf eine Anhöhe im feindlichen Lager, welche diesen weiblichen Packträgern zum Sammelplatz bestimmt war, voller Neugier ihre verschiednen Ladungen zu sehen. Die erste hatte einen ungeheuren Sack auf dem Rücken, welchen sie mit

großer

großer Behutsamkeit niedersetzte. Da sie ihn öffnete, und ich erwartete, ihr Mann würde herausspringen, fand ich, daß er ganz mit Japanischem Porzellan angefüllt war. Die folgende machte eine anständigere Figur, denn sie trug einen schönen jungen Mann auf dem Rücken. Ich konnte nicht umhin, die junge Frau wegen ihrer ehelichen Liebe zu loben, als ich, zu meinem großen Erstaunen, erfuhr, daß sie ihren guten Mann zu Hause gelassen, und dafür ihren Galan mitgebracht hatte. Die dritte sah ich, in einiger Entfernung, mit einem kleinen dürren Gesicht, das über ihre Schulter guckte, ankommen, und konnte nicht anders vermuthen, als daß dieß ihr Mann seyn würde, bis ich sie, da sie ihn niedersetzte, ihn ihren lieben Puck nennen hörte, und sah, daß es ihr Favorit-Meerkätzchen war. Eine vierte brachte einen großen Pack Karten mit; und die fünfte ihren Bologneser; denn da ihr Mann, wie es scheint, sehr korpulent war, so dachte sie, es würde ihr weniger Mühe machen, den kleinen Kupido fortzubringen. Die nächste, die Frau eines reichen Wucherers, war mit einem Sack voll Gold beladen. Sie sagte uns, ihr Mann sey sehr alt, und könne natürlicher Weise nicht mehr lange zu leben hoffen; um ihm daher einen Beweis ihrer zärtlichen

Liebe zu geben, habe sie das gerettet, was dem Manne theurer, als sein Leben gewesen. Die folgende kam uns, mit ihrem Sohn auf dem Rücken, entgegen, der, wie man sagte, der liederlichste und wildeste Bursch in der Stadt, aber so sehr seiner Mutter Schooskind war, daß sie ihren Mann, mit einer großen Familie hoffnungsvoller Söhne und Töchter, diesem Taugenichts zu Liebe, zurückließ."

„Ich würde kein Ende finden, wenn ich aller der Damen mit ihren verschiednen Ladungen, die ich in diesem seltsamen Traum erblickte, erwähnen wollte. Der ganze Platz um mich her war mit Ballen von Bändern, Brokat, Stickereyen und zehntausenderley andern Artikeln überdeckt, womit man eine ganze Straße von Galanteriebuden hätte versehen können. Eine, deren Mann keiner von den schwersten war, trug ihn auf den Schultern davon, und hatte zu gleicher Zeit einen großen Bündel Brabanter Spitzen unter dem Arme; da sie sich aber so sehr überladen hatte, daß sie beides zugleich nicht fortbringen konnte, warf sie den guten Mann ab, und rettete den Bündel. Kurz, ich fand nur einen einzigen Mann unter diesem Berge von Gepäcke, und der war ein lustiger Schuhflicker, der seine Frau, indem sie ihn forttrug, im-

mer stieß und spornte, und, wie man sagte, fast keinen Tag hatte hingehen lassen, ohne ihr die Disciplin des Knieriems zu geben."

„Ich kann meinen Brief nicht schließen, lieber Zuschauer, ohne dir noch eine ganz seltsame Fantasie dieses Traums zu erzählen. Ich sah, wie mir dauchte, ein Dutzend Frauen beschäftigt, einen einzigen Mann fortzubringen, und konnte nicht errathen, wer das seyn möchte; bis ich endlich, da ich näher hinzu ging, Dein kurzes Gesicht erblickte. Die Frauen erklärten alle, es geschähe bloß deiner Werke, und nicht Deiner Person wegen, daß sie Dich forttrügen, und bloß auf die Bedingung, daß Du den Zuschauer fortsetzen solltest. Glaubst Du, daß dieser Traum ein erträgliches Blatt in demselben ausmachen wird, so steht er Dir zu Diensten, von

Deinem

im Schlafen und Wachen Dir
ganz ergebnen
Wilhelm Honigseim.

Meine schönen Leserinnen werden aus diesem Briefe sehen, was ich ihnen schon oft gesagt habe, daß Wilhelm einer von jenen altmodischen Witzlingen und Weltleuten ist, die ihre Talente durch

Spöttereyen über den Ehestand zeigen, und ein Mann, der oft, ohne erwünschten Erfolg, sein Glück auf diesem Wege versucht hat. Indeß kann ich seinen Brief nicht entlassen, ohne zu bemerken, daß die Geschichte, die ihn veranlaßt hat, und die dem schönen Geschlecht so viel Ehre macht, wahr ist, dahingegen der Verfasser, um dasselbe anzuschwärzen, zu Traum und Dichtung seine Zuflucht nehmen muß.

O.

Zwey hundert und neunzigstes Stück. (500).

Empfehlung des ehelichen Lebens von Seiten der Vaterfreuden.

— — Huc natas adiice septem,
Et totidem iuvenes, et mox generosque nurusque,
Quaerite nunc, habeat quam nostra superbia causam.

OVID. METAM.

„Mein Herr,

Sie sind mit der Geschichte des Sokrates zu bekannt, als daß Sie nicht gelesen haben sollten, wie

er

er einst, da er von der Liebe sprach, die Glückseligkeit derselben so reizend schilderte, daß alle Unverehelichten unter seinen Zuhörern den Entschluß faßten, so bald als möglich zu heurathen, und alle Verheuratheten sich alsobald zu Pferde setzten, und nach Hause zu ihren Weibern davon jagten. Ich hoffe, daß Ihre Aufsätze, in denen Sie manches reizende Gemälde vom Ehestande entworfen haben, in diesem Stücke sehr gute Wirkung unter unsern Mitbürgern gethan haben werden. Wenigstens haben wir es Ihnen zu danken, daß die sinnlose Mode, die seit vielen Jahren her unter den Witzlingen der Stadt eingerissen war, die eheliche Treue ihrer eignen Väter und Mütter zum Gespött zu machen, abgekommen ist. Ich, für meine Person, bin im Ehestande erzeugt, und schäme mich dessen nicht, sondern bin vielmehr stolz darauf; und aus diesem Grunde, ausser vielen andern, würde ich mich für den unerträglichsten Narren halten, wenn ich zu behaupten suchen könnte, daß Hahnreyschaft vom Ehestande unzertrennlich sey, oder wenn ich die Wörter **Mann** und **Frau** als Spottnahmen gebrauchen wollte. Ja, mein Herr, ich will noch einen Schritt weiter gehen, und Ihnen hier vor den Augen der ganzen Welt erklären, daß ich ein Ehemann bin;

und

und dabey habe ich die Dreistigkeit, mich dessen, was ich gethan habe, nicht zu schämen."

„Unter den verschiednen Vergnügungen, die mit dem ehelichen Leben verknüpft sind, und die Sie in einigen Ihrer vorigen Blätter beschrieben haben, gibt es zwey, deren Sie nicht erwähnen, und die auch von andern Schriftstellern über diesen Gegenstand, selten in Anschlag gebracht werden. Sie müssen, in Ihren Betrachtungen über die menschliche Natur, bemerkt haben, daß nichts schmeichelhafter für den Menschen ist, als Macht oder Herrschaft; und diese besitze ich, als der Vater einer Familie, im Ueberfluß. Immer bin ich beschäftigt, Befehle zu ertheilen, Pflichten vorzuschreiben, Parteyen anzuhören, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, nnd Belohnungen und Strafen auszutheilen. Ich spreche, mit jenem Hauptmann zu reden, zu einem: **Gehe hin**, so **gehet er; und zum andern: Komm her**, so **kömmt er; und zu meinem Knecht: Thue** das, so **thut ers.** Kurz, mein Herr, ich betrachte meine Familie, als einen patriarchalischen Staat, in welchem ich selbst zugleich König und Priester bin. Alle große Staaten sind nichts anders, als Trauben oder Bündel von diesen kleinen Privatherrschaften, und daher sind die Hausväter, in wel-

meinen Augen, so viele Untergouverneurs, die über die kleinen Provinzen und Abtheilungen ihrer Mitunterthanen regieren. Da ich nun besonders an der Verwaltung meiner kleinen Regierung großes Vergnügen finde, so halte ich mich nicht nur für einen viel nützlichern, sondern auch für einen viel grössern und glücklichern Mann, als irgend einen Hagestolzen, von meinem Stande und Umständen, in ganz England."

„Der Ehestand hat noch einen andern zufälligen Vortheil, welcher mir ebenfalls zu Theil geworden ist; ich meine den Besitz einer Menge von Kindern. Diese kann ich nicht umhin für einen sehr großen Segen zu halten. So oft ich meinen kleinen Haufen vor mir sehe, freue ich mich des Zuwachses, welchen das Menschengeschlecht, mein Vaterland und meine Religion mir verdanken, indem ich eine solche Anzahl von vernünftigen Geschöpfen, Bürgern und Christen hervorgebracht habe. Es macht mir Vergnügen, mich solchergestalt fortgepflanzt zu sehen; und da kein Menschenwerk der Hervorbringung eines menschlichen Geschöpfes zu vergleichen ist, so bin ich stolzer darauf, das Daseyn zehn solcher herrlichen Wesen veranlaßt zu haben, als hätte ich hundert Pyramiden auf meine Kosten erbauen lassen, oder eben so viele

Bände voll Witz und Gelehrsamkeit herausgegeben. Welch ein schönes Bild gibt die heilige Schrift uns von dem Abdon, einem der Richter von Israel, welcher vierzig Söhne und dreyßig Enkel hatte, die, der orientalischen Pracht gemäs, auf siebzig Eselfüllen ritten! Wie mußte das Herz des alten Mannes frohlocken, wenn er solch eine schöne Procession seiner eignen Nachkommen, solch eine zahlreiche Kavalkade sah, die sein eignes Werk war! Ich wenigstens bin nie vergnügter und zufriedener, als wenn ich in meinem Wohnzimmer sitze, und das halbe Dutzend meiner kleinen Knaben überschaue, wie sie auf ihren Steckenpferden herumtraben, und eben so viel kleine Mädchen, wie sie ihre Puppen hofmeistern, und alle einander zu übertreffen suchen und wetteifern, etwas zu thun, wodurch sie meine Gunst und meinen Beyfall gewinnen mögen. Ich kann nicht zweifeln, daß der, welcher mich mit so vielen Kindern gesegnet hat, mir auch in meinen Bemühungen, sie zu versorgen, beystehen wird. Eins bin ich wenigstens im Stande, jedem von ihnen zu geben, nehmlich eine tugendhafte Erziehung. Der große Bakon macht, wo ich nicht irre, die Bemerkung, daß, in einer Familie von vielen Kindern, das älteste gemeiniglich durch die Aussicht auf den Be-

sitz des Erbguts, und das jüngste durch die Verzärtelung der Aeltern verdorben würde; dagegen aber eins von den mittlern, welches vielleicht gar nicht geachtet worden, oft sein Glück in der Welt mache, und es den übrigen zuvorthue. Ich werde mirs daher angelegen seyn lassen, jedem meiner Kinder denselben Samen des Fleißes, und dieselben rechtschaffenen Grundsätze einzupflanzen. Auf diese Weise kann ich, dünkt mich, mit Grunde hoffen, daß eins oder das andere derselben sich in einer oder der andern Lebensart, es sey in der Armee oder auf der Flotte, im Handel oder in einer der drey gelehrten Professionen, hervorthun werde; denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich, durch lange Erfahrung und Beobachtung, von etwas überzeugt bin, das die meisten meiner Bekannten für ein Paradoxon halten, daß nehmlich ein Mann, der viele Kinder hat, nud ihnen eine gute Erziehung gibt, mehr Wahrscheinlichkeit hat, eine angesehene Familie zu stiften, als der, welcher nur einen Sohn hat, ungeachtet er diesem sein ganzes Erbgut hinterläßt. Aus diesem Grunde kann ichs nicht lassen, mich oft damit zu vergnügen, daß ich unter meinen kleinen Leuten, die vielleicht noch im Pohlnischen Röckchen herumlaufen, einen General, einen Admiral, oder einen Alder-

mann

mann von London, einen Gottesgelehrten, einen Arzt, oder einen Rechtsgelehrten aufsuche. Und sehe ich das mütterliche Air, das meine kleinen Mädchen sich geben, wenn sie mit ihren Puppen spielen, so kann ich nicht umhin mir zu schmeicheln, daß ihre Männer und Kinder, im Besitz solcher Weiber und Mütter, einst glücklich seyn werden.

Wenn sie ein Vater sind, so werden Sie diesen Brief vielleicht nicht abgeschmackt finden; sind sie aber ein lediger Mann, so werden Sie ihn nicht halb verstehen, und ihn vermuthlich ins Feuer werfen. Machen Sie damit, was Sie wollen, nur seyn Sie versichert, daß ich bin

Ihr ꝛc.

O. Philogamus.

Zweyhundert ein und neunzigstes Stück.
(465.)

Von der Beständigkeit im Glauben.

Qua ratione queas traducere leniter aevum:
Ne te semper inops agitet vexetque cupido;
Ne pavor et rerum mediocriter utilium spes.

HORAT.

Da ich in einem meiner vorigen Blätter die große Vortrefflichkeit des Glaubens zu zeigen gesucht habe, so will ich jetzt untersuchen, welches die dienlichsten Mittel sind, ihn in der Seele des Menschen zu stärken und zu befestigen. Diejenigen, welche gern Streitschriften für und wider gewisse Punkte in Sachen des Glaubens lesen, gelangen selten zu einer gewissen Festigkeit und beständigen Fertigkeit in demselben. Heute sind sie völlig von seinen wichtigen Wahrheiten überzeugt; und morgen finden sie schon etwas, das sie wieder schwankend und irre macht. Der Zweifel, welcher fast erstorben war, lebt wieder auf, und zeigt sich in

in neuen Schwierigkeiten; und das gemeiniglich aus dem Grunde, weil die Seele, welche beständig in Kontroversen und Streitigkeiten hin und her geworfen wird, leicht der Gründe, welche sie einmahl beruhigt hatten, vergißt, und sich durch irgend eine der vorigen Schwierigkeiten wieder beunruhigen läßt, wenn sie auf eine neue Art eingekleidet, oder von einem andern Schriftsteller vorgebracht wird. Wie nichts löblicher ist, als nach Wahrheit zu forschen, so ist hingegen nichts unvernünftiger, als sein ganzes Leben hinzubringen, ohne über Punkte, die von der äußersten Wichtigkeit für uns sind, auf der einen oder andern Seite etwas Gewisses bey sich festzusetzen. Es gibt freylich viele Dinge, in Ansehung welcher wir unsern Beyfall zurückhalten können; allein in Ansehung solcher Punkte, nach denen wir unser Leben und Verhalten einrichten müssen, ist es die größte Ungereimtheit, schwankend und unentschlossen zu bleiben, und sich nicht für die Seite zu determiniren, wo sich die meiste Sicherheit und Wahrscheinlichkeit findet. Die erste Regel also, die ich festsetzen will, ist diese, daß, wenn wir uns einmahl, durch Lesen oder Unterredung, von der Wahrheit irgend eines Artikels, und von der Vernunftmäßigkeit unsers Glaubens an denselben,

völlig

völlig überzeugt finden, wir uns nachher durch nichts bewegen lassen sollten, ihn in Zweifel zu ziehen. Wir können vielleicht die Gründe wieder vergessen, welche unsre Ueberzeugung zuwege brachten, wir sollten uns aber allezeit der Gewalt erinnern, die sie über uns hatten, und daher auch die Ueberzeugung, die sie vormahls bey uns bewirkten, nie fahren lassen. Dieß ist nicht mehr, als was wir in jeder gewöhnlichen Kunst oder Wissenschaft thun; und wirklich ist es, in Ansehung der Schwäche und engen Schranken unsrer intellektüellen Fähigkeiten, nicht möglich, anders zu handeln. So machte es Latimer, einer von der glorreichen Schaar von Märtyrern, welche die Reformation in England einführten, in der großen Konferenz der gelehrtesten Protestanten und Papisten, welche unter der Regierung der Königinn Maria gehalten ward. Dieser ehrwürdige Greis, der sich bewußt war, wie sehr das Alter seine Fähigkeiten geschwächt habe, und daß es ihm unmöglich sey, sich aller der Gründe zu erinnern, die ihn bey der Wahl seiner Religion geleitet hatten, überließ es seinen Gehülfen, die noch im vollen Besitz ihrer Talente und Gelehrsamkeit waren, ihre Gegner durch die Gewalt der Vernunft zu widerlegen und zu Schanden zu machen. Was ihn selbst betraf,

so wiederhohlte er ihnen nur die Artikel, an welche er fest glaubte, und in deren Bekenntniß er zu sterben entschlossen war. Auf eben diese Art bauet der Mathematiker auf Sätze, die er einmahl bewiesen hat; und wiewohl die Demonstration seinem Gedächtniß entfallen seyn mag, so fußt er doch auf die Wahrheit, weil er weiß, daß sie bewiesen worden. Diese Regel ist durchaus nothwendig für schwächere Seelen, und gewisser Maßen auch für Männer von den größten Fähigkeiten. Diesen letztern aber möchte ich, fürs zweyte, doch rathen, diejenigen Beweise, welche ihnen die größte Stärke zu haben scheinen, und durch alle Zweifel und Sophistereyen des Unglaubens nicht überwältigt werden können, wohl in ihrem Gedächtniß aufzubewahren, und immer in Bereitschaft zu halten.

Nichts aber stärkt, fürs dritte, den Glauben mehr, als Moralität. Glauben und Moralität erzeugen sich natürlicher Weise einander. Derjenige wird sehr bald von der Wahrheit der Religion überzeugt, welcher findet, daß es nicht gegen sein Interesse läuft, sie für wahr zu halten. Das Vergnügen, welches sie ihm in diesem Leben gewährt, und die Glückseligkeit, die er sich in jenem von ihr verspricht, werden ihn beide sehr mächtig

anrei-

anreizen, ihr Glauben beyzumessen, zu Folge der gemeinen Bemerkung, daß man das gern glaubt, was man wünscht. Nichts ist gewisser, als daß ein Mensch von gesunder Vernunft nicht umhin kann, die Religion anzunehmen, wenn er sie unparteyisch untersucht; zu gleicher Zeit aber ist es auch gewiß, daß der Glaube mehr durch That, als durch Spekulation, in uns lebendig erhalten und gestärkt wird.

Es giebt noch ein anderes Mittel, welches mehr Ueberredungskraft hat, als alle vorigen, nnd dieses ist eine zur Gewohnheit gewordene Anbetung des höchsten Wesens, sowohl durch beständige innere Erhebung des Geistes zu ihm, als durch äußere Handlungen. Der Andächtige glaubt nicht nur, sondern fühlt, daß ein Gott ist. Er hat wirkliche Empfindungen von ihm; seine Erfahrung stimmt mit seiner Vernunft überein; in allen seinen Unterhaltungen mit ihm, sieht er ihn immer mehr und mehr, und selbst in diesem Leben schon verliert sich sein Glaube in Ueberzeugung.

Das letzte Mittel unsern Glauben zu beleben, dessen ich erwähnen will, ist öftere Entziehung von der Welt, verbunden mit gottseligen Betrachtungen. Denkt man an etwas in der

Finsterniß der Nacht, und es macht auch noch so tiefe Eindrücke auf die Seele, so verschwinden dieselben doch leicht, so bald der Tag anbricht und die Dunkelheit vertreibt. Das Licht und Geräusch des Tages, welches beständig unsre Sinne reizt, und die Aufmerksamkeit zerstreut, verscheucht die Gedanken aus der Seele, welche sich, während der Stille und Finsterniß der Nacht, mit so vieler Gewalt ihr eingedrückt hatten. Eben denselben Unterschied findet man in Ansehung seiner selbst, unter einer Menge Menschen und in der Einsamkeit. Die Seele wird von der Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche in einer großen Stadt auf sie zudrängen, gleichsam betäubt und geblendet. Sie kann nicht die nöthige Aufmerksamkeit auf die Betrachtung derjenigen Dinge wenden, welche von der höchsten Wichtigkeit für sie sind. Die Sorgen oder Vergnügungen der Welt fahren mit jedem Gedanken herein, und eine Menge lasterhafter Beyspiele geben unsrer Thorheit eine Art von Rechtfertigung. In der Einsamkeit hingegen werden wir durch alles zur Ernsthaftigkeit gestimmt. An Höfen und in Städten unterhalten wir uns mit den Werken der Menschen; auf dem Lande mit den Werken Gottes.

Jene sind das Gebiet der Kunst, diese das Gebiet der Natur. Glaube und Andacht entspringen von selbst in der Seele jedes vernünftigen Menschen, der die Spuren der göttlichen Macht und Weisheit an jedem Gegenstande erblickt, worauf er sein Auge wirft. Der Höchste gab die besten Beweise von seinem Daseyn, als er Himmel und Erde bildete; und dieß sind Beweise, die ein verständiger Mensch, der von dem Getümmel und Geräusch der menschlichen Geschäfte entfernt ist, unmöglich aus der Acht lassen kann. Aristoteles sagt, wenn ein Mensch beständig unter der Erde gelebt, und sich daselbst mit Werken der Kunst und des Mechanismus beschäftigt hätte, und er würde dann auf einmahl an das Tageslicht heraufgebracht, und sähe alle die Herrlichkeiten des Himmels und der Erde, so würde er sie augenblicklich für die Werke eines solchen Wesens erklären, als wir Gott nennen. Der Psalmist hat sehr schöne und erhabne poetische Züge über diesen Gegenstand, wenn er singt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme

 höre.

höre. Ihr Schall geht aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende. Da eine so kühne und erhabene Art zu denken den vortrefflichen Stoff zu einer Ode giebt, so hoffe ich, meine Leser werden die folgende, die daraus entstanden ist, mit Vergnügen lesen.

Lob der Gottheit.

Des Himmels ewig daurendes Gewölbe,
Das über allen Sternen hängt,
Der Erdball unter ihm, gegründet auf sich selber,
Verkündigt seinen Herrn.

Ihn lobt der Tag, ihn singt mit tausend Zungen
Die Nacht, und alle Welt vernimmt
Den Lobgesang der Nacht, und alle Völker hören
Des Tages Königinn.

Sie steigt auf ihren Purpurthron im Osten,
Geht triumphirend ihre Bahn,
Und überschaut ihr Reich, bis sie der Abendhimmel
In seine Thore nimmt.

Ihr Anblick, wann sie durch den Aether wallet,
Zieht Wälder aus der Erde Schooß,
Und aus der Fluth den Thau, der aus den Wolken träufelt,
Und aus den Bergen strömt.

Sie wickelt das erwärmte Rund der Erde
In einen grünen Teppich ein,
Bestreut mit Bluhmen ihn, hell leuchtend, wie die Farben
Des Gürtels, den sie webt.

Aus ihrem Feuermeer füllt seine Lampe
Der Mond mit Licht; der Morgenstern
Und seiner Brüder Chor, von ihr bekränzt mit Strahlen,
Tanzt freudig um sie her.

Laut ruft sie durch die gränzenlose Tiefe,
Und alle Sterne rufen laut:
Allmächtig ist die Hand, die uns zusammenfaßte,
Und in den Weltraum warf.

C.

Zweyhundert zwey und neunzigstes Stück.

(501.)

Geduld im Leiden; ein allegorischer Traum.

Durum: sed levius fit patientia
Quidquid corrigere est nefas.

HOR.

Da einige der feinsten Ausarbeitungen der Alten in Allegorien bestehen, so habe ich in verschiedenen meiner Blätter auch Versuche dieser Art gemacht, und, wie ich hoffe, nicht ganz ohne Glück; denn ich finde, daß immer große Nachfrage nach diesen besondern Blättern ist, und kann nicht unbemerkt lassen, daß verschiedne Schriftsteller seit kurzem sich in Arbeiten dieser Art hervorzuthun suchen. Unter diesen kenne ich keinen, dem es besser geglückt wäre, als einen sehr sinnreichen Herrn, dem ich auch für nachstehendes Stück verbunden bin.

O.

Wie sehr martert uns doch die Entbehrung dessen, was wir zu besitzen wünschen, wenn wir es für verloren halten! Wie schwärmt die Seele in ihrer Einbildungskraft nach demselben umher! Und wie kehrt sie in sich selbst zurück, noch thörichter verliebt in ihren Gegenstand, und noch niedergeschlagener, wie vorher, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah! Unser Gram, statt zu der Vernunft, die ihn vielleicht mildern würde, seine Zuflucht zu nehmen, sucht nur immer neue Nahrung. Er ruft das Gedächtniß auf, ihm die verschiednen Vorfälle und Umstände des vormahls genossenen Vergnügens wieder zu erzählen; die Ergetzungen, die wir uns durch die nun entrissenen Reichthümer erkauften; oder die Macht und den Glanz unsrer abgeschiednen Ehren; oder die Stimme, die Worte, die Mienen, die Gesinnungen und Neigungen unsrer verstorbenen Freunde. Dieses muß nothwendig die Folge haben, daß die Leidenschaft oft zu einer Größe anschwillt, von welcher das Herz, in dem sie ihren Sitz hat, zerspringen müßte, wenn nicht die Zeit die Stärke und Lebhaftigkeit dieser Umstände so weit verminderte, daß die Vernunft der Leidenschaft mehr gewachsen ist, oder eine andre ihr mehr gegenwärtige Begierde, jene durch lebendigere

Vorstellungen überwältigte. Diese Gedanken beschäftigten mich, als ich in eine Art von Gesicht über diesen Gegenstand verfiel, und können daher der Erzählung desselben zu einer schicklichen Einleitung dienen.

Ich befand mich an einem kahlen Ufer, in Gesellschaft von Leuten, deren betrübte Gesichter von ihrem Zustande zeugten. Vor uns floß ein Wasser, tief, still, und der Strom der Thränen genannt; er entsprang aus zwey Quellen auf einer Anhöhe und umschloß eine gegen uns über liegende Insel. Die Fähre zum Uebersetzen war alt und zerlappt, weil sie mehrmahls durch die Ungeduld und Eile der Ueberfahrenden, das andre Ufer zu erreichen, umgeschlagen war. Der Fährmann, Unglück, kam alsobald mit derselben zu uns, und wir waren alle bereit, unsre Plätze zu nehmen, als ein Frauenzimmer von sanftmüthigem gelassenem Betragen erschien, und uns, durch Vorstellung der Gefahren, die uns auf unsrer Reise begegnen würden, davon abzuhalten suchte. Einige von der Gesellschaft, die sie für die Geduld erkannten, wie auch einige von denen, die bis dahin am lautesten gejammert hatten, ließen sich hierdurch überreden, und kehrten zurück. Die übrigen von

uns

uns setzten sich ein, und sie (deren Gutherzigkeit ihr nicht erlaubte, die Leidenden zu verlassen) bat um Erlaubniß, uns zu begleiten, damit sie uns doch wenigstens, während der Ueberfahrt, mit etwas Trost oder gutem Rath beyspringen könnte. Wir waren nicht sobald eingestiegen, als die Fähre abgestoßen, und das Segeltuch ausgespannt ward; Seufzer, die einzigen Winde dieses Landes, schwellten es an, und so kamen wir, nach verschiednen Schwierigkeiten, worauf die meisten von uns gar nicht zu achten schienen, an das andre Ufer.

Als wir landeten, sahen wir, daß die Insel mit dicken Nebeln bedeckt war, die kein Lichtstrahl zu durchdringen vermochte, so daß eine Art von finsterm Grauen immer über derselben brütete. Dieß hatte etwas so abschreckendes für weiche Gemüther, daß jetzt noch einige, welche die Geduld um diese Zeit gewonnen hatte, uns hier verließen, und allein längs der Küste der Insel fortgingen, um eine Untiefe aufzusuchen, wodurch sie, wie die Geduld ihnen gesagt hatte, entkommen könnten.

Was mich betrift, so blieb ich bey denen, welche durchaus tiefer ins Land wollten. Wir stießen bald zu andern, welche dieselbe Reise machten,

ten, und gingen mit ihnen in feyerlicher Stille, wie bey einem Leichenbegängniß, durch lange Hekken von Rosmarin und durch einen Wald von Eibenbäumen, die am liebsten Gräber beschatten, und auf Kirchhöfen blühen. Hier hörten wir zu jeder Seite das Jammern und Wehklagen verschiedner von den Einwohnern, die sich ganz trostlos unter die Bäume hingeworfen hatten. Bey einigen derselben kamen wir nahe vorbey, und sahen, wie sie ihre Hände rangen, sich vor die Brust schlugen, sich die Haare ausrauften, oder auf andre Weise ihren tiefen Schmerz an den Tag legten. Alles dieß, was wir sahen und hörten, vermehrte unsre Traurigkeit, und einer von uns gerieth so sehr in Verzweiflung, daß er Miene machte, sich an einem Ast, der sich recht einladend über unsern Weg hinstreckte, zu erhängen; doch ward er, durch das freundschaftliche Zureden unsrer obgedachten Gefährtinn, noch davon abgehalten.

Wir waren jetzt in den Theil der Insel gekommen, wo die größte Stille und Finsterniß herrschte, und an dem immer stärker werdenden Schall der Seufzer, die ein klägliches Gepfeife in den Zweigen machten, an der Dicke der Luft, die das Athemholen erschwerte, und dem gewal-

tigen

tigen Herzklopfen, welches immer stärker ward, merkten wir, daß wir der Grotte des Grams nahe kamen. Dieß war eine weite, und melancholische Höhle, tief in einem Thal versteckt, und durch Bäche von röthlich schwarzer Farbe bewässert. Diese schlichen sich träge, und halb vom Frost erstarrt, durch ihre krummen Gänge, und vermischten ihr schwermüthiges Gemurmel mit dem Aechzen der Seufzer, welches durch alle Gänge wiederhallte. In dem verborgensten Winkel derselben saß das klägliche Wesen selbst. Der Pfad, welcher zu ihm führte, war mit Stacheln und Dornen bestreut, und sein Thron war in einen Felsen gehauen, und mit aufstehenden Zacken, sich darauf zu lehnen, versehen. Ein dicker Nebel hing über ihm, und sein von demselben niedergedrückter Kopf war auf seinen Arm gelehnt. So herrschte er über seine trostlosen Unterthanen, voll von sich selbst bis zur starren Fühllosigkeit, in ewigem Tiefsinn, und todten Stille. Zu seiner einen Seite stand die Niedergeschlagenheit, die eben in Ohnmacht hinsank, und die Blässe, zum dürren Gerippe abgehärmt. Auf der andern sah man die Sorge, innerlich von Einbildungen gequält, und die Angst, die sich von äußerlichen Trübsalen, wie Geyer gestaltet,

das

das Blut aus dem Herzen saugen ließ. Das ganze Gewölbe hatte etwas schrecklich grauhaftes, welches durch einige wenige zerstreute Lampen, deren blaue Flammen bald aufloderten, bald sich wieder niedersenkten, sichtbar gemacht und noch vergrößert wurde. Einige von uns fielen nieder, überwältigt und erschöpft von dem, was sie unterweges ausgestanden hatten, und wurden den Peinigern, die zu jeder Seite des Throns standen, überantwortet. Andre, vom Schmerz geängstet und fortgetrieben, liefen zum Eingange zurück, wo die Geduld, die wir zurückgelassen hatten, unser wartete.

Mit ihr (deren Gesellschaft uns jetzt, weil wir ihrer eine Zeitlang hatten entbehren müssen, doppelt angenehm war) gingen wir um die Grotte herum, und stiegen am Rücken derselben aus dem melancholischen Thale, in dessen Grunde sie lag. Auf dieser Höhe standen wir, auf ihren Rath, etwas still, um Athem zu schöpfen; und indem wir unsre Augen, die bis dahin immer auf den Boden geheftet waren, aufhuben, empfanden wir eine Art von trüber Zufriedenheit, als wir mitten durch die Schatten sahen, welche zahllose Scharen sich auf der Insel befanden. Diese Zufriedenheit, welche etwas bösartiges an sich zu haben

scheint,

scheint, war doch verzeihlich, da wir sie zu einer Zeit empfanden, wo wir mit unsern eignen Bekümmernissen zu sehr beschäftigt waren, als daß wir auf das Leiden andrer hätten Rücksicht nehmen können; und daher betrachteten wir sie nicht als Leidende, sondern nur uns selbst als weniger Leidende in dem allerunglücklichsten Zustande. Im Grunde war auch Menschlichkeit und Mitleiden dabey, ungeachtet die Seele damals zu finster und zu tief in Gram versenkt war, um es zu bemerken; je weiter wir aber kamen, destomehr fing es sich an zu entdecken, und nachdem wir erst die Bemerkung gemacht hatten, daß Andre unglücklich wären, fingen wir endlich an einander zu fragen, seit wann wir uns hier angetroffen, und was denn die traurige Veranlassung unsrer Zusammenkunft sey? Nun erzählten wir uns unsre Geschichten, verglichen sie, bedauerten einander, und wurden uns so nach und nach zur erträglichen Gesellschaft.

Auf diese Weise legten wir einen guten Theil des beschwerlichen Weges unvermerkt zurück. Endlich wurden die Oeffnungen zwischen den Bäumen weiter, die Luft schien uns dünner, sie lag uns weniger schwer auf der Brust, und wir sahen dann und wann Striche derselben von einem lich-

lichtern Grau, wie beym Anbruch des Tages, zwar kurz von Dauer, aber sehr erquickend und in diesem Lande Schimmer der Zerstreuung genannt. Binnen kurzer Zeit zeigten diese Schimmer sich immer häufiger, sie waren auch glänzender und von längerer Dauer. Die Seufzer, welche bisher die Luft mit einem so kläglichen Getön erfüllt hatten, nahmen nach und nach den Ton gewöhnlicher Winde an; und kurz, das Grauenvolle der Insel verlor sich ganz.

Als wir endlich zu der Untiefe kamen, durch die wir zurückgehen sollten, fanden wir jene Modebetrübten, die sich *mit uns hatten* überschiffen lassen, aber, weil sie nicht Lust hatten, so weit zu gehen, als wir, längs der Küste fortgegangen waren, um diesen Ort zu suchen, wo sie unsre Ankunft erwarteten; sie wollten sich nähmlich der Welt nicht eher wieder zeigen, als wir, damit es scheinen möchte, daß sie ebenfalls die Trübsale der Grotte ausgestanden hätten. Das Wasser, welches auf der andern Seite so tief und stille floß, war hier meist vertrocknet, und es war uns daher leicht, hinüber zu gehen.

Am andern Ufer wurden wir von unsern Freunden und Bekannten empfangen, welche der Trost dahin geführt hatte, um uns zu unsrer

Wieder=

Wiedererscheinung in der Welt Glück zu wünschen. Einige von diesen tadelten uns, daß wir so lange weg geblieben, andre warnten uns, daß wir uns ja durch nichts versuchen lassen sollten, wieder umzukehren. Jeder hütete sich, durch Fragen über irgend einige besondre Umstände unsrer Reise, unsre Betrübniß zu erneuern; und alle versicherten uns, daß wir, bey einem so harten und unglücksvollen Schicksal, keine schicklichere Gesellschafterinn hätten wählen können, als die Geduld. Hier übergab die Geduld, voll Heiterkeit über dieses Lob, uns dem Troste. Der Trost lächelte bey Uebernehmung dieses Amts: alsobald überzog auf der Seite, wohin er sich wandte, den Himmel ein lebhaftes Purpurroth, und für mich brach ein gedoppelter Tag an.

Zweyhundert drey und neunzigstes Stück.

(504.)

Von einigen gewöhnlichen Hülfsmitteln, den Mangel des Witzes in Gesellschaften zu ersetzen.

Lepus tute es, et pulpamentum quaeris.

TERENT.

Es ist eine große Bequemlichkeit für die, denen es an Witz zu Unterhaltung eines Gespräches fehlt, daß in allen Gesellschaften, wo man Mangel daran leidet, ihm irgend etwas anders substituirt ist, welches nach ihrem Geschmacke, völlig eben dasselbe thut. Von dieser Art sind die angenehmen Zeitvertreibe auf dem Lande, das Frag- und Kommandirspiel, das Mockirspiel, das Verschenken und Einquartiren, und dergleichen mehr. Eine kleine Stufe höher, als diese, stehen die, welche auf ein Wort einen Reim, oder auf jeden Buchstaben des Alphabets einen Vers zu finden wissen;

und noch einen Grad höher die, welche Leberreime, besonders aber die, welche Bouts-rimés machen können. Aller Ehren werth sind auch die, welche zwar zu einer von diesen Uebungen nicht Hirn genug haben, aber gleichwohl ihre Ansprüche auf den Nahmen lustiger Leute nicht aufgeben. Diese geben euch, ehe ihrs euch verseht, einen Schlag auf den Rücken, lachen laut, fragen euch mit einem Kniff in den Arm, wie es euch geht, sagen, ihr seyd ja heute gar nicht aufgeräumt, und lachen dann eins aus vollem Halse, um euch munter zu machen; nicht zu gedenken der mühsamen Künste der kleinen Versemacher, ihren Hirngeburten diese oder jene Figur zu geben, wie z. B. eines Eyes, einer Hand, einer Axt, oder irgend eines Dinges, worauf kein Mensch zu diesem Gebrauch gefallen wäre, oder welches zu Stande zu bringen ihm wenigstens unsägliche Mühe gekostet haben würde. Aber alle diese Methoden, ungeachtet sie ganz mechanisch sind, und der stumpfeste Kopf sie lernen kann, helfen einem ehrlichen Kerl, der zum täglichen Gebrauch Witz nöthig hat, nichts; und daher ists unumgänglich nothwendig, daß die Armen an Einbildungskraft noch etwas anders haben, womit sie sich zu allen Stunden, und bey allen gewöhnlichen Vorfallen-

heiten, helfen können. Leute von geringem Verstande legen sich daher besonders auf die Kunst, Wortspiele zu machen. Diese Leute brauchen sich um den ganzen Zusammenhang dessen, was ihr sagt, nicht zu bekümmern; sondern wenn sie nur eines eurer Worte auffangen, und darüber einen lustigen Einfall, oder ein anderes Wort, welches einen ähnlichen Klang hat, anbringen, so können sie das Gespräch gleich ablenken, oder euch so verwirren, daß ihr kein Wort weiter zu sagen wisset; und wenn sie folglich nicht so witzig seyn können, als ihr, so können sie doch verhindern, daß ihr nicht witziger seyd, als sie. Macht ihr, zum Beyspiel, einem solchen Wortspieler eine Einwendung, und setzt hinzu: Vergeben Sie mir; so ruft er vielleicht aus: Behüte Gott, daß ich Sie vergeben sollte! und seyd ihr bey ihm zu Gaste, und bittet euch ein Stückchen Torte aus, so sagt er, es würde sehr unhöflich von ihm seyn, wenn er seinem Gast Tort thun wollte; und dann fragt er wohl gar, wie die Fische aus seinem Teich euch schmecken? Solltet ihr diesen letzten Einfall nicht verstehen, so müßt ihr euch erinnern, daß die Torte von Teig gemacht wird; und so geht der Spaß in eins fort, denn diese Fundgrube des Witzes ist unerschöpflich.

Es giebt eine andre Art Leute von schwachem Verstande, die ihrem Mangel an Witz durch Mangel an Lebensart abzuhelfen suchen, und weil Frauenzimmer, sowohl von Natur als durch Erziehung, sich leichter an Ungezogenheiten ärgern, als wir Mannspersonen, so leyern sie immer über Dinge, worauf sie gar nicht einmahl anspielen sollten, und werfen, wo sie nur können, mit Zweydeutigkeiten um sich. Eines jeden eigne Bemerkung wird ihn an genug Beyspiele von dieser Art erinnern, ohne daß ich dergleichen anzuführen brauche; denn diese Zweydeutigkeitenkrämer sind durch die ganze Stadt zerstreut, wo es nur irgend jemanden zu ärgern giebt, und wo sie irgend Gelegenheit zu finden glauben, sich hervorzuthun. Diese Leute sind gewaltig laute Lacher, und passiren bey dem einfältigen und ungezogenen Theile des weiblichen Geschlechts für ungemein feine Herren. Die glücklichsten aber von allen, deren ich bereits erwähnt habe, ja von allen, die je auf Erden gewesen sind oder noch seyn werden, und die wahren Meister in der Kunst Spaß zu machen, sind eine Art Leute, von denen man aber leider seit kurzem nicht viel hört; ich meine die Aufbinder.

Der Aufbinder ist ein Mensch, der euch etwas erzählt, von dem ihr keinen Grund habt, es der Sache selbst wegen nicht zu glauben, und der euch auch vielleicht vorher, ehe er euch eins aufband, keine Ursache gegeben hatte, es deswegen nicht zu glauben, weil er es sagte. Glaubt ihr ihm nun, so lacht er euch ins Gesicht, und triumphirt, daß er euch angeführt hat. Mit einem Wort, der Aufbinder ist ein Mensch, der euch für einen Narren hält, weil ihr ihn nicht für einen Schelm haltet. Diese Beschreibung thut ihm sicherlich nicht zu viel; denn was ist es anders, als ein Schelmenstreich, wenn man durch Betrug etwas über jemanden zu gewinnen sucht, es sey an Witz, oder an Gelde, oder in irgend einer andern Sache.

Manche hirnlose Gecken bedienen sich dieses Kunstgriffs so gar, um das zu widerrufen, was sie im Ernst sagten, wenn sie merken, daß sie Unsinn vorgebracht haben, oder daß sie der Stärke der Gründe, die man ihnen entgegengesetzt hat, nicht entgehen können. Streitet ihr, zum Beyspiel, mit einem dieser verschlagenen Köpfe über die Frage, ob es bey der gegenwärtigen Lage der Sachen gut seyn würde, diesen oder jenen Vorschlag auszuführen, und es entfährt ihm et-

was, das seine Meinung widerlegt, so wird er, so bald ihr Miene macht, ihn dabey festzuhalten, ausrufen: Angeführt! und ihr müßt dann alles für bloßen Spaß gelten lassen. In dem Falle, wo diese witzigen Herrn geradezu, und aus Absicht lügen, treiben sie die Sache oft bis zur höchsten Ausschweifung, und sie glauben um desto witziger zu seyn, jemehr besondere Umstände sie anführen können, um ihrer Lüge den Schein der Wahrheit zu geben, und eure Leichtglaubigkeit zu hintergehen. Ich erinnere mich eines merkwürdigen Beyspiels dieser Art. Ein verschlagener Bube begegnete einem ehrlichen jungen Menschen, seinem Landsmann, zog ihn mit einem ernsthaften bekümmerten Gesicht auf die Seite, und sagte: Wie sehe ich Sie hier? Wissen Sie denn noch nicht, was in Yorkshire vorgegangen ist? — Sie sehen mich so erstaunt an, daß Sie wohl noch nichts davon gehört haben können — und doch sind die Umstände von der Art, daß es nicht falsch seyn kann. Es thut mir leid, daß ich mich so weit herausgelassen habe, daß ich Ihnen jetzt alles sagen muß; doch vielleicht geschieht Ihnen ein Dienst damit, wenn Sie es wissen. — Am vorigen Dienstage, gleich nach Tische — Sie wissen, er pflegte dann ein Pfeifchen zu rauchen — eben

als er die Tobaksdose aufmachte — ward Ihr Vater vom Schlage gerührt, und fiel todt nieder. Der Jüngling wäre vor Schrecken beynahe auch vom Schlage gerührt worden; — aber der witzige Kopf rief: Angeführt! kein wahres Wort an allem.

Um dieser läppischen, verächtlichen und heillosen Manier, witzig zu seyn, auf einmahl ein Ende zu machen, will ich dem Leser ein neuerliches Beyspiel von einer solchen Art Lüge erzählen, welcher kein Aufbinder es künftig je gleich zu thun im Stande seyn wird, wiewohl ich jedem von Herzen dieselbe Gelegenheit dazu wünsche. Einige Wundärzte, welche sich die Leichname der zum Tode verurtheilten Missethäter ausbitten, haben den Aberglauben, daß sie ins Gefängniß gehen, und mit dem armen Sünder vorher selbst um seinen Leib handeln. Ein guter ehrlicher Mann that dieß, nach dem letzten Landgericht, ebenfalls, und ward an demselben Morgen, da die Verurtheilten hingerichtet werden sollten, zu ihnen gelassen. Der Wundarzt machte sein Anliegen bekannt, und kam mit einem kleinen Kerl ins Gespräch, welcher mit zwölf Schillingen, die er ihm bot, nicht zufrieden war, sondern funfzehn verlangte. Der Kerl, welcher den Gefangenmeister von Newgate ermordet

hatte,

hatte, drängte sich darauf vor, mit einer Miene, als ob er große Lust zu handeln hätte, und sagte: Ey, sehen Sie, Herr Chirurgus, der kleine trockne ausgehungerte Knirps da, der sich in seinem Leben nicht satt gegessen hat, und jetzt vor Furcht schon halb todt ist, was soll Ihnen der? Ich bin Ihr Mann. Ich habe immer hoch und im Ueberfluß gelebt, meine Adern sind voll, im Gefängniß habe ich mich auch nicht abgehärmt; mein Kamm schwillt Ihrem Messer entgegen, und wenn Meister Hämmerling das Seinige gethan hat, so werden Sie mich, auf meine Ehre, so gesund finden, als je einen Ochsen in ganz England. Kommen Sie, für zwanzig Schillinge sollen Sie mich haben. — Topp! sagt der Chirurgus, da ist eine Guinee. — Der witzige Bube nahm das Geld, und so bald er es in seiner Faust hatte, rief er: Angeführt! ich werde in Ketten aufgehangen.

T.

Zwey-

Zweyhundert vier und neunzigstes Stück.
(506.)

Wie sehr das Glück des Ehestandes von dem Betragen der Eheleute gegen einander abhange.

Candida perpetuo reside, concordia, lecto,
Tamque pari semper sit Venus aequa iugo.
Diligat illa senem quondam; sed et ipsa marito,
Tunc quoque cum fuerit, non videatur anus.

MART.

Ich habe irgendwo eine Fabel gelesen, die den Reichthum zum Vater der Liebe machte. Gewiß ist, daß ein Mensch, der zum Genuß und zur Ausübung aller der feineren Zärtlichkeiten und Süßigkeiten dieser Leidenschaft fähig seyn will, wenigstens von der Furcht vor Mangel und Dürftigkeit frey seyn muß. Gleichwohl sehen wir unzählige Eheleute, die, mitten unter allem Ueberfluß

fluß des reichsten Vermögens nichts von dieser wonnevollen Leidenschaft wissen.

Es ist nicht genug zur Beseligung einer Ehe, daß die Gemüthsarten zweyer Menschen übereinstimmen; mehr als hundert Paar könnte ich anführen, die nicht das mindeste Gefühl von Liebe mehr für einander übrig haben, und doch von so ganz ähnlicher Gemüthsart sind, daß, wenn sie nicht bereits verheurathet wären, alle Welt sie als Mann und Frau für einander bestimmen würde.

Der Geist der Liebe hat etwas so äußerst feines, daß er sehr oft durch die kleinsten Zufälle verdirbt oder gar verfliegt, worauf sorglose und ungeschliffene Leute nicht eher merken, als bis er unwiederbringlich dahin ist.

Nichts trägt mehr bey, ihn aus dem Ehestande zu verbannen, als eine zu große Familiarität, und Verletzung der gemeinsten Regeln des Wohlstandes. Ich könnte hierüber Beyspiele von mancherley Art anführen, will aber hier nur des einzigen Punkts der Kleidung erwähnen.

Unsre Stutzer und Stutzerinnen, die sich bloß in der Absicht putzen, um einander zu fangen, glauben, es bedürfe der Lockspeise nicht weiter, wenn sie einmal den Vogel im Netze haben.

Außer diesem nur gar zu gemeinen Fehler in Ansehung der Reinlichkeit aber, gibt es noch verschiedne andre, worüber ich, so viel ich mich erinnere, noch nie etwas gelesen habe; in einer unsrer neuern Komödien ausgenommen, wo eine französische Kammerjungfer sich vor dem Liebhaber des Stücks aus- und ankleiden will, und ihre Gebieterinn versichert, daß dieß in Frankreich etwas ganz gewöhnliches sey; worauf die Dame ihr antwortet, dieß sey ein Geheimniß der feinen Lebensart, von dem sie jetzt das erste Mahl höre, sie sey aber eine so ungeschliffene Engländerinn, daß sie bey ihrer alten Mode bleiben, und sich, sogar in Gegenwart ihres Mannes, nie aus- und ankleiden würde.

Es ist etwas so Grobes in dem Betragen einiger Frauen, daß sie das Herz ihres Mannes durch Fehler verlieren, von denen er, wenn er ein gutes Gemüth und Lebensart hat, nicht weiß, wie er sie ihnen sagen soll. Ich fürchte in der That, daß das Frauenzimmer überhaupt es in diesem Stücke am meisten versieht; in den ersten Wochen des Ehestandes findet es den Weg der Liebe so eben und anmuthsvoll, daß es sich einbildet, es sey fast nicht möglich, je müde auf demselben zu werden.

Es erfodert so viel Feinheit und Diskretion, die Liebe auch nach der Verheurathung lebendig zu erhalten, und den Umgang, nach zwanzig oder dreyßig zusammen verlebten Jahren, noch neu und unterhaltend zu machen, daß ich nichts weiß, wovon man sich dieß sicher versprechen könnte, als von einem ernstlichen Bestreben zu gefallen auf beiden Seiten, und einem ausnehmend aufgeklärten Verstande auf Seiten des Mannes.

Unter einem Manne von aufgeklärtem Verstande verstehe ich einen solchen, der in Geschäften und in den Wissenschaften kein Fremdling ist.

Ein Frauenzimmer mißt seine Hochachtung für einen Mann sehr nach der Figur ab, die er in der Welt macht, und nach dem Ansehen, worin er bey seinem eignen Geschlechte steht. Da Gelehrsamkeit unser Hauptvorzug vor dem Frauenzimmer ist, so ist es, dünkt mich, eben so schimpflich und unverzeihlich für einen Mann von gutem Stande, wenn er keine Wissenschaft hat, als für ein Frauenzimmer, wenn es sich in den gewöhnlichsten Fällen des gemeinen Lebens nicht zu behelfen weiß. Dieß ists, was die beiden Geschlechter am meisten von einander entfernt: ein Frauenzimmer wundert und ärgert sich, wenn es in der

Unterhaltung mit einer Mannsperson nichts mehr findet, als in dem gewöhnlichen Gewäsch seines eignen Geschlechts.

Die Unternehmung wenigstens einiger Geschäfte setzt nicht nur die Talente eines Mannes in das schönste Licht, und weiset ihm eine Rolle an, in welche ein Frauenzimmer sich nicht wohl mischen kann; sondern gibt auch häufige Gelegenheit zu jenen kleinen Abwesenheiten, welche, so unangenehm sie auch scheinen mögen, doch die besten Erhaltungsmittel der Liebe und des wechselseitigen Verlangens nach einander sind.

Das schöne Geschlecht ist sich selbst so sehr bewußt, daß es nichts hat, was den ganzen Mann einzig und allein zu beschäftigen verdienen könnte, daß es denjenigen von Herzen verachtet, der, damit ich mich ihres eigenen Ausdrucks bediene, ihnen beständig am Schürzenbande hängt.

Lätitia ist hübsch, sittsam, zärtlich und verständig genug; sie heurathete den Erast, welcher ein Amt von einigen Geschäften hat, und in allen Theilen der schönen Litteratur und Künste einen feinen Geschmack besitzt. Lätitia hat daher das Vergnügen, wo sie nur hinkömmt, ihren Erast wegen irgend eines feinen Urtheils, oder

einer schönen Handlung, rühmen zu hören. Erast ist, seit seiner Verheurathung, sorgfältiger in seinem Anzuge, als jemahls, und in allen Gesellschaften eben so gefällig und höflich gegen Lätitien, als gegen jedes andre Frauenzimmer. Ich habe gesehen, wie er ihren Fächer, den sie fallen ließ, aufhub, und ihn ihr mit aller Galanterie eines Liebhabers überreichte. Wenn sie zusammen spazieren gehen, ergreift Erast jede Gelegenheit, ihre Gedanken zu verbessern und zu berichtigen, und, mit einem ihm ganz eigenthümlichen Witz und Geist, ihr Einsicht in Dingen zu geben, von denen sie vorher gar keinen Begriff hatte. Lätitia ist entzückt eine neue Welt vor sich eröffnet zu sehen, und hängt mit ganzem Herzen an dem Manne, der ihr so angenehme Belehrung giebt. Erast treibt diesen Punkt noch weiter, indem er sie täglich nicht nur verliebter in ihn, sondern auch unendlich zufriedner mit sich selbst macht. Erast findet eine Richtigkeit oder Schönheit in allem, was sie sagt oder bemerkt, worauf Lätitia selbst nicht Acht hatte; und mit seiner Hülfe hat sie hundert gute Eigenschaften und Vollkommenheiten in sich entdeckt, von denen sie sich vorher nichts träumen ließ. Mit der künstlichsten Gefälligkeit von der Welt, weiß Erast sie, durch entfernte Winke, dahin zu brin-

bringen, daß sie so spricht und urtheilt, wie er es haben will; welches er dann immer als ihre eigene Entdeckung aufnimmt, und ihr alle Ehre davon zuschreibt.

Erast ist der feinste Kenner in der Mahlerey, und nahm einmahl Lätitien mit, Gemählde-sammlung zu besehen. Ich besuche zuweilen dieß glückliche Paar. Als wir in voriger Woche, vor dem Mittagsessen, zusammen in der langen Gallerie spazieren gingen, sagte Erast: Ich habe neulich etwas Geld an Gemählde gewandt; das da, die Venus und Adonis, kaufte ich bloß auf Lätitiens Urtheil; es kostete mir 60 Guineen, und diesen Morgen wurden mir 100 dafür geboten. Ich sah Lätitien an, und ihre Wangen glühten vor Vergnügen, indem sie zugleich den zärtlichsten, liebevollsten Blick auf Erasten warf, den ich in meinem Leben gesehen habe.

Flavilla heurathete den Thomas Prunker. Sie verliebte sich in sein besetztes Kleid und seine blitzende Degenschleife; muß aber jetzt den Verdruß erleben, ihren Mann von dem ganzen würdigen Theile seines Geschlechts verachtet zu sehen. Prunker hat, nach der Mittagsmahlzeit nichts anders zu thun, als zu bestimmen, ob er sich auf

St. James Kaffeehause, oder auf Whites Chokoladehause, oder in seinem eignen Zimmer die Nägel beschneiden will. Seit seinem Hochzeittage, hat er noch nichts zu Flavillen gesagt, was sie nicht eben so gut von ihrer Aufwärterinn hätte hören können. Doch ist er immer sorgfältig darauf bedacht, die unbescheidene lieblose Autorität eines Ehemannes zu behaupten. Versichert Flavilla etwas, es sey was es wolle, so widerspricht er ihr gleich, erst mit einem Fluch, und dann mit dem feinen Zusatz: Wie ist dies doch möglich, so erzdummes und albernes Zeug vorzubringen? Flavilla hat ein Herz, das von Natur eben so sehr für alle Zärtlichkeit der Liebe gemacht ist, als Lätitiens; da aber Liebe die Hochachtung selten überlebt, so läßt es sich jetzt schwer bestimmen, ob die unglückliche Flavilla den Mann, mit welchem sie nun auf Lebenslang unauflöslich verbunden ist, mehr hasset oder verachtet.

X.

Zweyhundert fünf und neunzigstes Stück.
(511).

Wilhelm Honigseims Schreiben vom Verkauf der Weiber.

Quis non inuenit turba quod amaret in illa?
OVID.

Lieber Zuschauer,

Da ich finde, daß mein neulicher Brief an dich Beyfall gefunden hat, so bin ich willens, meine Korrespondenz mit dir über die lieben verdammten Geschöpfe, die Weiber, fortzusetzen. Du weist, all das Bißchen Gelehrsamkeit, wovon ich Meister bin, betrift blos sie; wenn ich jemahls in ein Buch guckte, so war es blos ihretwegen. Vor einigen Tagen sind mir zwey ganz unanstößige Geschichtchen für eines deiner Blätter aufgestoßen, die gewiß, wenn sie durch deine Hände gehen, mächtig gefallen werden. Die erste fand ich ganz von ungefähr in einem Englischen Buch, Nahmens Herodotus,

rodotus, welches bey Freund Dapperwitz, da ich ihn eines Morgens besuchte, im Fenster lag. Es fiel zum Glück gerade an dem Orte auf, wo ich folgende Nachricht fand. Die Perser, erzählt der Autor, hatten die Gewohnheit, verschiedene Märkte in ihrem Reiche zu halten, auf denen alle jungen unverheuratheten Frauenzimmer jährlich feil geboten und verkauft wurden. Die Männer also, welche Weiber nöthig hatten, kamen dahin, um sich zu versorgen. Jedes Frauenzimmer ward dem Meistbietenden zugeschlagen, und das Geld, welches dafür einkam, legte man zum gemeinen Besten bey Seite, um den Gebrauch davon zu machen, welchen du bald hören sollst. Auf diese Art hatten denn die Reichen die Wahl, und lasen die größten Schönheiten für sich aus. So bald nun solcher Gestalt das Beste der Messe ausgeklaubt war, ward das Uebriggelassene unter die Armen und die, welche keine Schönheit bezahlen konnten, ausgetheilt. Verschiedne von diesen nahmen die Einnehmenden, ohne einen Heller dafür zu bezahlen, wofern nicht etwa jemand sichs einfallen ließ, darauf zu bieten, in welchem Fall immer dem Meistbietenden der Zuschlag geschah. Nun mußt du aber wissen, guter Alter, daß es in Persien nicht anders war, als bey uns; es gab da

nähmlich eben so viel häßliche Frauenzimmer, als Schöne oder Einnehmende; und wenn also die Obrigkeit auch noch so viel abgesetzt hatte, so blieb ihr doch immer noch eine große Menge auf dem Halse. Um nun den ganzen Markt ledig zu machen, vertheilte man das Geld, welches aus den Schönen gelöset war, unter die Häßlichen; so daß ein armer Mann, welcher nicht im Stande war, sich ein schönes Weib zu kaufen, sich gezwungen sah, mit einem reichen fürlieb zu nehmen, da sie nach Verhältniß ihrer Häßlichkeit ausgestattet wurden, und die Häßlichste den größten Brautschatz bekam. Noch setzt der Autor hinzu, daß jeder arme Mann genöthigt gewesen, gütlich und friedlich mit seinem Weibe zu leben, oder, im Fall ihn der Kauf gereuet habe, sie, sammt ihren Brautschatz zur nächsten öffentlichen Versteigerung zurückzugeben."

„Was ich dir nun bey dieser Gelegenheit empfehlen möchte, ist, einmahl einen solchen eingebildeten Markt in Großbritannien zu errichten. Du könntest das Ding sehr lustig machen, wenn du vornehme Damen mit Schuhflickern und Karnschiebern paartest, oder erzähltest, wie hohe Titel und Ordensbänder mit großen Gepränge Galanteriekrämerinnen und Pachtertöchter weggeführt hätten.

ten. Wiewohl mir, die Wahrheit zu sagen, verzweifelt bange ist, daß, da die Liebe zum Gelde unter uns viel ärger im Schwange geht, als in Persien, einige unsrer vornehmsten Herrn nur nach den Brautschätzen greifen, und einander um das reichste Stück von Häßlichkeit rivalisiren, hingegen die größten Schönheiten nur von liederlichen Erben, Spielern und Verschwendern gekauft werden dürften. Du könntest, bey dieser Gelegenheit recht artige Betrachtungen zur Ehre der Politik der Perser anstellen, welche durch solche Heurathen den höheren Theil des Menschengeschlechts zu verschönern, und die Vornehmsten im Staat auch zu den Annehmlichsten zu machen suchten. Doch dieß will ich deiner scharfsinnigen Feder überlassen."

„Ich habe dir noch ein andres Geschichtchen zu erzählen, das ich auch in einem Buche gefunden habe. Als der General der Tartarn, eine feste Stadt in China durch Sturm erobert hatte, beschloß er, alle Weiber, die man darin fand, zu verkaufen. Er steckte also jede derselben in einen Sack, untersuchte ihren Werth aufs genauste, und ließ dann den Sack mit dem Preise, den er für sie verlangte, bezeichnen. Eine Menge von Käufern kam von allen Orten

herbey, keiner aber durfte die Person vorher sehen, die er kaufen wollte. Das Buch erwähnt besonders eines Kaufmanns, der, da er einen Sack sah, welcher sehr hoch taxirt war, darauf handelte, ihn erhielt, und ihn mit nach Hause nahm. Da er sich unterweges auf einer Brücke ausruhte, wollte er unterdeß seinen Kauf einmahl besehen; er öffnete seinen Sack, aber wie bestürzt ward er, als ein kleines altes Weib herausguckte! Er gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er im Begriff war, sie in den Fluß zu schütten. Die alte Dame aber bat ihn, erst ihre Geschichte anzuhören; woraus er denn erfuhr, daß sie die Schwester eines der ersten Mandarinen sey, welcher unfehlbar sein Glück machen würde, so bald er erführe, daß er sein Schwager geworden. Hierauf band der Kaufmann sie wieder in seinen Sack, und trug sie nach Hause, wo sie sich denn als eine treffliche Frau bewies, und ihm alle die Reichthümer von ihrem Bruder verschaffte, die sie ihm versprochen hatte."

„Mich dünkt, wenn ich noch einmahl zu träumen Lust hätte, könnte ich ein ganz artiges Gesicht auf diese Begebenheit bauen. Ich würde mir vorstellen, alle unverheuratheten Frauenzim-

mer in London und Westminster würden in Säcken, jeder mit dem Preise der darin enthaltenen Waare bezeichnet, zu Markte gebracht. Der erste Sack, welcher verkauft wird, ist mit 5000 Pfund bezeichnet: da er geöffnet wird, sehe ich, daß er eine vortreffliche Hausfrau mit einem freundlichen, einnehmenden Gesichte enthält; und der Käufer, da er ihre guten Eigenschaften hört, bezahlt die Summe mit Freuden. Der zweyte, den ich öffnen lasse, ist ein mit 500 Pfund bezeichneter Sack: das Frauenzimmer in demselben ist, zu unserm Erstaunen, die vollkommenste Schönheit: da wir uns wundern, wie sie so geringe taxirt werden können, hören wir, daß sie auf 10000 Pfund geschätzt seyn würde, wenn sie nicht ein Zankteufel wäre, wofür man denn so viel abgeschlagen. Hiernächst würde ich denn die Krone des ganzen Markts, ein schönes, sittsames und verständiges Frauenzimmer, finden; und nicht weit davon vielleicht ein halbes Dutzend Dragonerinnen, zu 100 Pfund das Stück, in einen Sack zusammengebunden. Die Prüde und die Kokette sollten zu gleichem Preise taxirt seyn, ob gleich die erste wohl besser abgehen möchte, als die letztere. Ich glaube, solch ein Traum, wenn ich nur Zeit hätte, ihn fertig zu machen, sollte

dir gefallen, weil er, auf deine Manier zu reden, eine gute Moral enthält. Du magst nun davon halten, was du willst, so bitte ich, mache nur keine von deinen wunderlichen Apologien für diesen Brief, wie neulich. Das Frauenzimmer liebt einen lustigen aufgeweckten Kerl, und wird nie ungehalten über die Spöttereyen eines Menschen, der ihr bekannter Verehrer ist. Ich gebe ihnen was ab, wo ich nur kann, stehe aber doch immer gut mit ihnen.

Dein

Wilhelm Honigseim.

O.

Zweyhundert sechs und neunzigstes Stück. (512.)

Von der Kunst, Belehrungen zu geben.

Lectorem delectando, pariterque monendo.

HOR.

Nichts in der Welt nehmen wir so ungern an, als Belehrungen. Wir betrachten den Belehrer als

als einen Menschen, der unserm Verstande einen Schimpf anthut, und uns als Kinder oder Idioten behandelt. Belehrung ist in unsern Augen versteckter Tadel, und der Eifer für unser Bestes, den jemand in solchem Falle zeigt, Anmaßung oder Unverschämtheit. Der Grund davon ist, die Person, welche uns zurechtweisen will, übt in diesem Stück eine Superiorität über uns aus, und kann keine andre Ursach dazu haben, als daß sie in unserm Verhalten oder Verstande, in Vergleichung mit den ihrigen, Fehler findet. Daher ist denn nichts so schwer, als die Kunst, Erinnerungen angenehm zu machen; und in der That ist es besonders die Vollkommenheit in dieser Kunst, was den einen Schriftsteller vor dem andern, so wohl unter Alten als Neuern, am meisten auszeichnet. Wie vielerley Mittel hat man nicht ersonnen, diesen bittern Trank schmackhaft zu machen! Einige kleiden ihre Belehrungen in die bestgewählten Wörter, andre in ein harmonievolles Sylbenmaß, andre in witzige Einfälle, und noch andre in kurze Sprichwörter ein.

Die feinste und allgemein gefälligste Art aber, gute Lehren zu geben, ist, meines Erachtens, die Fabel, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mag. Betrachten wir diese Art zu unterrichten oder Erinnerun-

nerungen zu geben, so finden wir, daß sie alle andern übertrift, weil sie am wenigsten anstößig, am wenigsten jenen anfangs erwähnten Vorwürfen ausgesetzt ist.

Dieß wird uns bald einleuchten, wenn wir bedenken, fürs erste, daß wir, bey Lesung einer Fabel, uns einbilden, wir belehrten uns selbst. Wir lesen den Schriftsteller der Geschichte wegen, und sehen seine Vorschriften mehr wie unsre eignen Schlüsse, als wie seine Belehrungen an. Die Moral schleicht sich unvermerkt ein, wir werden durch Ueberraschung unterrichtet, und werden weiser und besser, ohne es uns zu versehen. Kurz, wir werden auf diese Weise in so fern hintergangen, daß wir glauben, wir seyen unsre eignen Führer, da wir doch den Vorschriften eines Andern folgen, und also gerade das nicht fühlen, was uns sonst Erinnerungen am angenehmsten macht.

Hiernächst dürfen wir nur einen Blick in die menschliche Natur werfen, um zu sehen, daß unsre Seele nie ein so großes Vergnügen empfindet, als wenn sie in einer Beschäftigung ist, die ihr eine Idee von ihren eignen Vollkommenheiten und Fähigkeiten gibt. Dieser natürliche Stolz und Ehrgeiz der Seele wird beym Lesen einer Fabel ungemein befriedigt: denn bey Schriften dieser Art hat

der

der Leser fast zur Hälfte Theil an dem Werke; alles erscheint ihm wie seine eigne Entdeckung; er ist immerfort beschäftigt, Charakter und Umstände anzuwenden, und in dieser Betrachtung zugleich Leser und Dichter. Kein Wunder also, daß in solchen Fällen die Seele, wenn sie solcher Gestalt mit sich selbst vergnügt ist, und sich an ihren eignen Entdeckungen ergetzt, an der Schrift, welche ihr dazu Gelegenheit gibt, ein außerordentliches Vergnügen findet. Aus diesem Grunde war Absalon und Ahitophel eins von den beliebtesten Gedichten, die je in England erschienen sind. Die Poesie desselben ist in der That sehr schön, aber wäre sie auch noch schöner gewesen, so würde es doch, ohne den Plan, welcher dem Leser Gelegenheit gab, seine eigenen Talente zu üben, bey weitem nicht so sehr gefallen haben.

Diese verdeckte Art, Belehrungen zu geben, ist so wenig beleidigend, daß die weisen Männer des Alterthums den guten Rath, den sie ihren Königen geben wollten, sehr oft in Fabeln einkleideten. Vieler solcher Fabeln, die einem Jeden gleich von selbst einfallen werden, nicht zu gedenken, will ich nur Ein sehr schönes Beispiel dieser Art aus einer Türkischen Erzählung anführen, die mir so sehr

gefällt, daß ich ihr das wenige Ausschweifende, welches ihr, nach Orientalischer Art beygemischt ist, gern verzeihe.

Der Sultan Mahmud, heißt es, hatte, theils durch seine beständigen auswärtigen Kriege, theils durch seine Tyranney zu Hause, seine Staaten mit Verderben und Verwüstung erfüllt, und das Persische Reich halb entvölkert. Der Vezier dieses Groß-Sultans (ob er ein launiger Kopf oder ein Schwärmer war, erfahren wir nicht) gab vor, von einem gewissen Derwisch die Sprache der Vögel erlernt zu haben, so daß es keinen Vogel gäbe, den er nicht, so bald er nur den Schnabel aufthäte, verstanden hätte. Da er eines Abends mit dem Kaiser von der Jacht zurückkehrte, sahen sie ein Paar Eulen auf einem Baume, der neben einer alten Mauer aus einem Schutthaufen hervorgewachsen war. Ich möchte doch wissen, sagte der Sultan, was diese beiden Eulen mit einander sprechen; behorche sie einmahl, und erzähle mir dann, was du gehört hast. Der Vezier näherte sich dem Baum, und stellte sich, als ob er den beiden Eulen sehr aufmerksam zuhörte. Als er zum Sultan zurückkehrte, sagte er: Herr, ich habe einen Theil

ihres Gesprächs gehört, unterstehe mich aber nicht, es dir wiederzuerzählen. Der Sultan war mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern zwang ihn, alles, was die Eulen gesagt hatten, Wort für Wort zu wiederhohlen. Wisse also, sagte der Vezier, daß eine dieser Eulen einen Sohn, und die andre eine Tochter hat, über deren Verheurathung sie jetzt in Unterhandlung sind. Der Vater des Sohns sagte, wie ich hörte, zu dem Vater der Tochter: Bruder, ich willige in diese Heurath, wofern du nur deiner Tochter funfzig ruinirte Dörfer zum Brautschatz mitgiebst. Bruder, erwiederte der andre, nicht funfzig, sondern fünfhundert will ich ihr mitgeben, wenn du es verlangst. Gott verleihe unserm Sultan Mahmud langes Leben; denn so lange er regiert, wirds uns an ruinirten Dörfern nie fehlen.

Der Sultan ward, wie die Geschichte sagt, durch diese Fabel so sehr gerührt, daß er die zerstöhrten Städte und Dörfer wieder aufbauen ließ, und von der Zeit an besser für das Wohl seiner Unterthanen sorgte.

Um dieß Blatt voll zu machen, will ich ein sehr lächerliches Kunststück der natürlichen Magie hersetzen, welches kein geringerer Philosoph, als **Demokrit**, lehrte, nähmlich, daß, wenn das Blut gewisser Vögel, die er nannte, vermischt würde, daraus eine Schlange entstünde, welche die wunderbare Kraft hätte, denjenigen, welcher sie verzehrte, in der Sprache der Vögel zu unterrichten, so daß er alles, was sie zu einander sagten, verstünde. Ob nun der obgedachte Derwisch vielleicht eine solche Schlange gegessen, mögen die Gelehrten entscheiden.

O.

Zweyhundert sieben u. neunzigstes Stück.
(513.)

Gedanken über Krankheit und Tod.

— Afflata est numine quando
Jam propiore Dei — —

VIRG.

Folgender Brief ist von dem vortrefflichen Geistlichen, dessen ich, mehr als einmahl, als eines Mitgliedes der Gesellschaft, die mir zu diesen Blättern behülflich ist, erwähnt habe. Er enthält Gedanken über Krankheit und Tod, von sehr ernsthafter Art, weshalb ich ihn denn heute *) einrücke.

„Mein lieber Freund,

„Die Kränklichkeit, mit welcher ich mich so lange habe tragen müssen, ist endlich so hoch gestie-

*) An einem Sonnabend, welcher immer ernsthaften Aufsätzen gewidmet war. Ueb.

gestiegen, daß es nun sehr bald, entweder mit mir, oder mit ihr selbst, ein Ende nehmen muß. Sie können leicht denken, daß ich, bey diesen schlechten Gesundheitsumständen, nichts von Ihren Werken mit größerem Vergnügen lese, als Ihre Sonnabendsblätter. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Ihnen einigen Stoff zu Einem solchen Aufsatze an die Hand geben könnte. Wäre ich im Stande, verschiedene Gedanken von ernsthafter Art, die während eines langen Anfalls von Krankheit starke Eindrücke auf meine Seele gemacht haben, würdig einzukleiden, so möchten sie vielleicht zu diesem Zweck nicht undienlich seyn."

„Unter allen Betrachtungen, welche in der Seele eines Kranken, der Zeit und Neigung hat, sein herannahendes Ende zu bedenken, aufzusteigen pflegen, ist keine natürlicher, als die, daß er nun bald nackt und körperlos vor seinem Schöpfer erscheinen soll. Wenn ein Mensch bedenkt, daß er, so bald das Lebensband aufgelöst ist, jenes höchste Wesen sehen wird, welches er jetzt noch von Ferne, und nur in seinen Werken betrachtet; oder, mich philosophischer auszudrücken, daß er, durch irgend ein Vermögen der Seele, das göttliche Wesen wahrnehmen, und von seiner Gegenwart anschaulicher überzeugt seyn wird, als

jetzt von der Gegenwart irgend eines Gegenstandes, den unser Auge sieht: so müßte er in Sorglosigkeit und Fühllosigkeit tief versunken seyn, wenn dieser Gedanke ihn nicht aufschreckte. Sherlock schildert in seiner vortrefflichen Abhandlung über den Tod, den Zustand der Seele nach ihrer ersten Trennung vom Körper, in Ansehung jener unsichtbaren Welt, die uns von allen Seiten umgibt, ungeachtet wir nicht fähig sind, sie durch diese gröbere materialische Welt, welche unsern Sinnen in diesem Leben angemessen ist, zu entdecken, mit sehr starken und lebendigen Farben. Seine Worte sind folgende:

„Daß der Tod, das heißt, unser Abscheiden aus dieser Welt, nichts anders ist, als ein Ablegen dieser Körper, lehrt uns, daß bloß unsre Verbindung mit diesen Körpern uns den Anblick der andern Welt verwehrt. Die andre Welt ist nicht so fern von uns, als wir uns vielleicht einbilden. Der Thron Gottes freylich ist weit von dieser Erde, über den dritten Himmel erhaben, wo er seine Herrlichkeit den seligen Geistern, die seinen Thron umringen, offenbart; so bald wir aber aus diesen Körpern hinaustreten, treten wir in die andre Welt ein,

welche nicht so sehr eine andre Welt ist (denn dort ist noch immer derselbe Himmel und dieselbe Erde) als ein neuer Zustand des Lebens. In diesen Körpern leben, heißt in dieser Welt leben; außer ihnen leben, heißt in der andern Welt seyn: denn so lange unsre Seelen in diese Körper eingeschlossen sind, und nur durch diese materiellen Hütten um sich her schauen können, kann auch bloß das Materielle auf uns wirken, ja, bloß das, was so grob ist, daß es Licht zurückwerfen, und die Formen und Farben der Dinge mit demselben ins Auge bringen kann. Gibt es also gleich, mitten in dieser sichtbaren Welt, noch eine glorreichere Scene der Dinge, als die, welche uns sichtbar ist, so können wir doch nichts davon wahrnehmen, weil diese Hülle von Fleisch die sichtbare und unsichtbare Welt scheidet. Legen wir aber diese Körper ab, so stellen sich auf einmahl neue und erstaunliche Wunder unsern Augen dar; werden diese materiellen Werkzeuge des Sehens uns abgenommen, so sieht die Seele, mit ihren eignen bloßen Augen, was unsichtbar vorher war: und wir sind dann gleich in der andern Welt,

wenn wir sie sehen und mit ihr umgehen können. So sagt Paulus: Wenn wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn; wenn wir aber außer dem Leibe wallen. so sind wir daheim bey dem Herrn, 2. Kor. 5, 6. 8. Und dieß ist, dünkt mich, genug, uns von der großen Liebe für diesen Körper zu heilen, es wäre denn, daß wir es für wünschenswerther hielten, unser ganzes Leben hindurch in einem Kerker eingesperrt zu seyn, und durch ein Gitter zu gucken, (welches uns nur eine sehr beschränkte Aussicht, und noch dazu keine von den besten gewährt,) als in Freyheit gesetzt zu werden, und alle Herrlichkeiten der Welt überschauen zu können. Was würden wir nicht jetzt für den kleinsten Schimmer dieser unsichtbaren Welt geben, die uns der erste Schritt darstellen wird, den wir aus diesen Körpern thun! Dort sind Dinge, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret hat, und die in keines Menschen Herz gekommen sind. Der Tod öffnet unsre Augen, erweitert unsre Aussicht, und stellt uns eine neue und herrlichere Welt dar, die wir nie sehen können, so lange wir mit dem Fleisch umgeben sind. Dies

sollte uns eben so begierig machen, diese Hülle abzustreifen, als wir begierig sind, den Staar von unsern Augen nehmen zu lassen, der uns des Gesichts beraubt."

„Wie die Idee, vor dem Wesen, welches kein Lebendiger sehen kann, zu erscheinen, nothwendig starken Eindruck auf einen denkenden Menschen machen muß; so muß dieser Eindruck noch stärker werden, wenn er bedenkt, daß dies Wesen, vor dem er erscheint, alle Handlungen seines vergangenen Lebens untersuchen, und ihn, nach Maßgabe derselben entweder belohnen oder strafen wird. Die Wahrheit zu gestehen, so dünkt mich, es gibt, außer dem Christenthum keine Religion, welche den tugendhaftesten Menschen unter diesem Gedanken zu stützen vermag. Die Unschuld eines Menschen sey so groß sie wolle, seine Tugenden mögen den höchsten Grad von Vollkommenheit, der in diesem Leben möglich ist, erreicht haben; so werden doch immer noch so viel geheime Sünden, so viel menschliche Schwachheiten, so viel Vergehungen der Unwissenheit, der Leidenschaft und des Vorurtheils, so manche unüberlegte Worte und Gedanken, kurz, so manche Mängel in seinen besten Handlungen übrig bleiben, daß er, ohne die Vortheile einer solchen

Versöhnung und Genugthuung, wie sie das Christenthum uns offenbart hat, unmöglich von seinem höchsten Richter losgesprochen werden, oder vor seinem Angesicht bestehen könnte. Unsre heilige Religion lehrt uns das einzige Mittel, wodurch unsre Schuld getilgt, und unser unvollkommner Gehorsam angenommen werden kann."

„Diese Reihe von Gedanken habe ich in folgendem, während dieser meiner Krankheit verfertigten Hymnus auszudrücken gesucht."

Steh' ich einst auf vom Todesfelde,
Gebeugt durch Schuld und Furcht,
Und sehe meines Schöpfers Antlitz,
Wie werd' ich dann bestehn?

Hier, wo man noch Vergebung hoffen,
Erbarmen suchen kann,
Bebt schauervoll vor dem Gedanken
Mein banger Geist zurück.

Herr! wann du nun enthüllet dastehst
In ernster Majestät,
Und über meine Seele richtest,
Wir werd' ich dann bestehn?

Doch, — dieß versprachst du ja dem Sünder,
Der seine Schuld beweint —
Endloses Weh wird abgewendet
Durch früher Thränen Zoll.

So sieh denn meines Herzens Jammer
Eh es zu spät ist, an,
Und höre meines Heilands Aechzen,
Das mehr gilt, als mein Harm.

Nein! nie verzweifle meine Seele,
Verzeihung zu erflehn:
Starb nicht, Verzeihung ihr zu sichern,
Dein eingeborner Sohn?

Folgendes edle französische Sonnett, welches Bayle sehr schön findet, und der Verfasser der Kunst zu reden bewundernswürdig nennt, hat einen ähnlichen Gedanken zum Grunde. Hätte ich es würdig in unsre Muttersprache übertragen können, so würde ich Ihnen eine Uebersetzung davon schicken. Der Verfasser desselben ist, Herr Des Barreaux, der einer der witzigsten Köpfe und größten Freygeister in Frankreich war, sich aber am Ende seines Lebens eben so sehr durch seine aufrichtige Reue und Frömmigkeit auszeichnete.

Grand Dieu, tes jugemens sont remplis d'équité;
Toujours tu prends plaisir à nous être propice,
Mais j'ai tant fait de mal, que jamais ta bonté
Ne me pardonnera, sans choquer ta justice.

Oui,

Oui, mon Dieu, la grandeur de mon impiété
Ne laisse à ton pouvoir que le choix du supplice:
Ton intérêt s'oppose à ma félicité;
Et ta clémence même attend que je périsse.

Contente ton plaisir, puisqu'il t'est glorieux;
Offense-toi des pleurs qui coulent de mes yeux;
Tonne, frappe, il est tems, rends moi guerre pour guerre;
J'adore en périssant la raison qui t'aigrit.
Mais dessus quel endroit tombera ton tonnere,
Qui ne soit tout couvert du sang de Jésus-Christ?

„Sollten Sie diese Gedanken brauchen können, so bitte ich, sie in ein gebührendes Licht zu setzen, und bin immer mit größter Aufrichtigkeit

Der Ihrige ꝛc.

O.

Zweyhundert acht und neunzigstes Stück.
(514.)

Der Parnaß; ein Traumgesicht.

— Me Parnassi deserta per ardua dulcis
Raptat amor; iuvat ire iugis, qua nulla priorum
Castaliam molli divertitur orbita *clivo*.

VIRG.

Mein Herr Zuschauer,

Ich kam vor einigen Abenden etwas später, als gewöhnlich, nach Hause, und da ich noch nicht Lust hatte, mich zu Bette zu legen, nahm ich meinen Virgil zur Hand, um mich mit demselben so lange zu unterhalten, bis ich besser zum Schlafen disponirt wäre. Er ist der Schriftsteller, den ich in solchen Fällen immer wähle, denn keiner schreibt in einem so göttlichen, so harmonischen, so gleich und sanft hinfließenden Ton, welcher die Seele in ruhige Stille einwiegt, und sie mit einer süßen angenehmen Melancholie erfüllt; und dieß ist gerade

gerade die Stimmung der Seele, in welcher ich, vor allen andern, gern den Tag beschließe. Die Stellen, die ich dießmahl aussuchte, waren jene schönen Schwärmereyen in seinem Gedicht vom Landbau, wo er sagt, daß er gänzlich den Musen ergeben, und von Liebe zur Dichtkunst erfüllt sey, und nichts sehnlicher wünsche, als in die kühlen Schatten und lieblichen Einöden des Berges Hämus versetzt zu werden. Ich machte das Buch zu, und legte mich zu Bette. Was ich so eben gelesen hatte, machte einen so starken Eindruck auf meine Seele, daß meine Phantasie **Virgils** Wunsch fast an mir erfüllte, indem sie mir folgendes Traumgesicht darstellte.

Mir war, als würde ich plötzlich in die Ebnen Böotiens versetzt, wo ich am Ende des Horizonts den Parnaß sich vor mir erheben sah. Die Aussicht war so weit ausgedehnt, daß ich lange herumgewandert seyn würde, um einen gerades Weges dahin führenden Pfad zu entdecken, hätte ich nicht, in einiger Entfernung ein Wäldchen gesehen, welches, da es in einer Ebne lag, die sonst nichts Merkwürdiges hatte, das meine Augen angezogen hätte, mich gleich bewog, dahin zu gehen. Indem ich hineinkam, fand ich, daß es von vielen Gängen und Alleen durchschnitten war, die

sich oft in schöne offne Plätze, als Zirkel oder Ovale, erweiterten. Diese Plätze waren rings umher mit Eibenbäumen und Cypressen eingefaßt, die hin und wieder mit Nischen, Grotten und Höhlen, von Epheu überzogen, untermischt waren. Keinen Ton hörte man in dem ganzen Wäldchen, außer das Gesliſter eines sanften Windes in den Blättern; sonst war alles in tiefer Stille begraben. Die Schönheit und Einsamkeit des Orts bezauberte mich, und noch nie hatte ich, vor diesem Augenblick, meiner selbst mit solchem Vergnügen genossen. Ich überließ mich dieser angenehmen Empfindung, und wanderte so ohne Wahl oder Absicht herum. Endlich erblickte ich, am Ende einer Reihe von Bäumen, drey Gestalten; sie saßen auf einem Lager von Mooß, und zu ihren Füßen schlich ein stiller Bach dahin. Ich betete sie an, als die Schutzgottheiten des Orts, und stand still, um jede derselben besonders zu betrachten. Die Mittlere, deren Nahme **Einsamkeit** war, saß mit übereinander geschlagenen Armen, und schien mehr tiefsinnig und ganz nur mit ihren eignen Gedanken beschäftigt, als irgend bekümmert oder mißvergnügt. Die einzigen Gesellschafterinnen, die sie in diesem Aufenthalt zuließ, waren die Göttinn des Stillschweigens,

die,

die, mit dem Finger auf dem Munde, zu ihrer Rechten saß, und die Betrachtung, mit gen Himmel gerichteten Augen, zu ihrer Linken. Vor ihr lag eine Himmelskugel, nebst verschiednen Entwürfen mathematischer Theoreme. Sie kam meiner Anrede mit der freundlichsten Gefälligkeit zuvor: Fürchte dich nicht, sagte sie, ich weiß deine Bitte, ehe du sie sagst; du möchtest dich gern zum Berge der Musen führen lassen; der einzige Weg zu denselben geht durch diesen Ort, und keiner dient so oft zum Führer dahin, als ich. Als sie dieß gesagt hatte, stand sie auf, und ich übergab mich alsobald ihrer Leitung. Indem ich aber mit ihr durch den Wald fortwanderte, konnte ich mich nicht enthalten, sie zu fragen, wer denn die Personen wären, die in diese anmuthige Einsamkeit zugelassen würden? Gewiß, sagte ich, kann hier nichts Zutritt finden, als Tugend und tugendhafte Gedanken; der ganze Hain scheint zur Aufnahme und Belohnung solcher Personen bestimmt zu seyn, die ihr Leben nach den Vorschriften ihres Gewissens und den Befehlen der Götter geführt haben. — Du irrest nicht, sagte sie; in der That war dieser Ort anfänglich bloß für solche bestimmt: so blieb er während der Regierung Saturns, da niemand hier hereinkam, als heilige Priester, Be-

freyer ihres Vaterlandes von Unterdrückung und Tyranney, die hier nach ihren Arbeiten ausruhten, und diejenigen, welche das Studium und die Liebe der Weisheit zum Umgange mit den Göttern geschickt gemacht hatte. Aber ach! jetzt ist er nicht weniger gefährlich, als er vormahls wünschenswerth war. Das Laster hat die Tugend so genau nachzuäffen gelernt, daß es sich oft unter ihrer Maske hier einschleicht. Siehe da! gerade vor dir über geht die **Rachsucht** im Gewande der **Ehre** einher. Nicht weit von ihr steht der **Ehrgeiz** allein; fragst du ihn um seinen Nahmen, so sagt er dir, er heiße **Nacheiferung** oder **Ruhmbegierde**. Keiner aber dringt sich öfter ein, als **Wollust**, die jetzt die Stelle der Gottheit vertritt, welcher in bessern Tagen dieser Hain gänzlich geweiht war. Die tugendhafte Liebe, nebst dem Hymen und den Grazien, ihren Begleiterinnen, beherrschten einst diesen seligen Ort; ein ganzes Gefolge von Tugenden bediente sie, und kein unehrbarer Gedanke wagte es, sich nur zu nähern. Aber jetzt! ach! wie hat die ganze Scene sich verändert! wie selten wird sie durch einige wenige erneuert, die Muth genug haben, schmutzige Reichthümer zu verachten, und sich

für schickliche Gesellschafter einer so reizenden Gottheit zu halten!

Kaum hatte die Göttinn dieß gesagt, als wir an die äußersten Gränzen des Hains kamen, welcher an eine Ebne stieß, die sich am Fuß des Berges endigte. Hier hielt ich mich fest an meine Führerinn, da verschiedne Phantome mich von ihr abzuziehen suchten, die mich versicherten, daß sie mir einen näheren Weg zum Berge der Musen zeigen wollten. Besonders zudringlich war die Eitelkeit, welche schon Unzählige getäuscht hatte, die ich am Fuß des Berges herumwandern sah. Ich kehrte diesem verächtlichen Haufen voller Unwillen den Rücken, und sagte zu meiner Führerinn, ich hoffte zwar, daß ich im Stande seyn würde, einen Theil der Höhe zu erreichen, verzweifelte aber, daß ich Stärke genug haben würde, die Ebne auf dem Gipfel des Berges zu ersteigen. Da ich aber von ihr hörte, daß es unmöglich sey, auf den Seiten festzustehen, und daß ich, wofern ich nicht immer weiter hinaufstiege, unwiederbringlich bis unten an den Fuß hinabstürzen würde, so entschloß ich mich, keine Beschwerde und Gefahr in meinem Versuch zu scheuen; so groß war meine Begierde nach dem Genuß des Vergnügens,

gnügens, das ich am Ende meines Unternehmens zu finden hoffte.

Es waren zwey verschiedene Pfade, die auf den Gipfel des Berges führten. Den einen bewachte der Genius, der über den Augenblick unsrer Geburt die Aufsicht hat. Sein Geschäfte war, die verschiednen Ansprüche derer, die diesen Weg zu gehen verlangten, zu untersuchen, und nur diejenigen zuzulassen, welche Melpomene in der Stunde ihrer Geburt mit gnädigem Auge angeblickt hatte. Den andern Weg bewachte der Fleiß, an welchen viele von denen sich wandten, die vom erstern abgewiesen waren; er machte aber so viel Umstände, ihnen ihre Bitte zu bewilligen, und in der That war der Weg so verwickelt und beschwerlich, daß viele, nachdem sie schon eingelassen waren, und einige Fortschritte gemacht hatten, lieber umkehrten, als weiter gingen, und sehr wenige so lange beharrten, bis sie ihr vorgesetztes Ziel erreicht hatten. Außer diesen beiden Pfaden, welche am Ende, auf verschiedne Weise, zum Gipfel des Berges führten, war noch ein dritter, der aus zwey Armen dieser beiden bestand, welche sich, kurz nach dem Eingange, in einen vereinigten. Dieser führte die wenigen Auserwählten, die so glücklich waren ihn

zu finden, gerades Weges zum Throne des Apollo. Ich weiß nicht, ob ich selbst jetzt den Muth gehabt haben würde, an einer von diesen Thüren um Einlaß zu bitten, hätte ich nicht gesehen, daß ein Mann, der einem Bauer ähnlich sah, und dem eine zahlreiche und liebenswürdige Schaar junger Leute beiderley Geschlechts nachfolgte, für alle die, welche er hinaufführte, den Einlaß foderte. Er erinnerte mich an den Bauer, welcher den Prinzen Eugen über die Alpen geführt haben soll, wie er auf der Landkarte abgemahlt ist. Er hatte einen Bündel Papiere in der Hand, und zeigte verschiedne Blätter davon vor, die, wie er sagte, Apollo gewiß als Pässe würde gelten lassen. Einige derselben waren, wie mirs schien, von meiner eigenen Hand. Die gänze Gesellschaft ward eingelassen; und gab diesem glücklichen Aufenthalt durch ihre Gegenwart neue Schönheit und Annehmlichkeit. Ich fand, daß der alte Mann selbst keinen Anspruch machte, hineinzugehen, sondern nur eine Art von Förster abgab, der die Reisenden, welche durch eigenes Verdienst, oder die guten Vorschriften, die er ihnen ertheilte, Tugend genug besaßen, diesen Weg zu wandeln, zurechte wies. Ich betrachtete diesen freundlichen, bescheidenen Wohlthäter sehr aufmerksam, und verzeihen Sie mirs,

Herr Zuschauer, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir vorkam, als wären Sie es selbst. Wir waren nicht so bald herein, als man uns dreymahl mit Wasser aus dem Quell Aganippe besprengte, welches die Kraft hatte, uns vor allem Leide zu verwahren, dem Neide ausgenommen, welcher uns bis ans Ende unsrer Reise verfolgte. Wir waren noch nicht weit auf dem mittlern Pfade gekommen, als wir uns schon auf dem Gipfel des Berges befanden, wo uns alsobald zwey Gestalten erschienen, welche meine ganze Aufmerksamkeit an sich zogen. Die eine war eine junge Nymphe in der ersten Blüthe der Jugend und Schönheit; sie hatte Flügel an den Schultern und Füßen, und war im Stande, sich in einem Augenblick in die aller entferntesten Gegenden der Welt zu versetzen. Sie veränderte beständig ihren Anzug, und zeigte sich, bald in der anständigsten und schicklichsten Kleidung von der Welt, bald in einem so ausschweifenden, phantastischen und buntschäckigen Putze, als sich nur denken läßt. Neben ihr stand ein volljähriger und sehr gravitätischer Mann, welcher sie von gar zu wilden Ausschweifungen zurückhielt, indem er ihr dieselben in seinem Spiegel zeigte, und ihr beständig das affektirte und ungeziemende Putzwerk abriß, und es den Berg herunterwarf, welches

dann

dann in die unten liegende Ebne herabfiel, und von den Bewohnern derselben aufgerafft und mit großer Freude getragen ward. Die Nymphe war die Phantasie, die Tochter der Freyheit, die schönste aller Nymphen des Berges. Der Mann neben ihr aber war Urtheilskraft, der Sohn der Zeit, und das einzige Kind, welches diese für das ihrige erkannte. Ein Jüngling, der auf einem Thron mitten zwischen ihnen saß, war ihr echter Sohn; er hieß Witz, und sein Sitz bestand aus den Werken der berühmtesten Schriftsteller. Ich empfand eine geheime Freude, als ich sah, daß, obwohl die Griechen und Römer den größten Theil ausmachten, doch meine eignen Landsleute ihnen, sowohl an Anzahl als Würde, am nächsten kamen. Ich konnte nunmehr diese anmuthsvolle Gegend, nach Belieben, völlig überschauen; ich fühlte mich von neuer Kraft und neuem Leben beseelt, und alles zeigte sich mir in einer edleren Gestalt und in einem angenehmern Lichte, als vorher. Ich athmete einen reinern Aether in einem Himmel von ununterbrochenem Azur, den ein immerwährender Sonnenschein vergoldete. Die beiden Gipfel des Berges erhuben sich zu jeder Seite, und bildeten in der Mitte ein höchst anmuthiges Thal, den Wohnsitz der Musen und derer, welche Werke verfertigt hat-

ten, die der Unsterblichkeit würdig waren. Apollo saß auf einem goldnen Throne, und ein alter Lorber verbreitete, statt des Thronhimmels, seine Zweige und seinen Schatten über sein Haupt. Seine Bogen und Köcher lagen zu seinen Füßen. Seine Leyer hielt er in der Hand, unterdeß die Musen rings um ihn her seinen Sieg über den Drachen Python in Hymnen feyerten, und zuweilen in sanftern Tönen die Liebe der Leukothoe und der Daphne besangen. Homer, Virgil und Milton saßen zunächst bey ihnen. Hinter ihnen war eine große Menge andrer, unter denen ich, zu meinem Erstaunen, auch einige in Lappländischer Kleidung sah, die, ungeachtet ihres unförmlichen Aufzuges, vor kurzem auch einen Platz auf dem Berge erhalten hatten. Den Pindar sah ich ganz allein einhergehen, indem keiner es wagte, sich ihm zu nahen, bis endlich Rowley Gesellschaft mit ihm machte; da er aber bald eines Gefährten müde ward, der ihn ganz außer Athem ging, so verließ er ihn wieder, und gesellte sich zum Horaz und Anakreon, die ihm unendlich zu gefallen schienen.

Ein wenig weiter hin sah ich eine andre Gruppe. Ich näherte mich ihr, und fand, daß es Sokrates war, dem Xenophon und Plato

nach-

nachschrieben; die meisten Zuhörer von allen aber hatte Musäus. Ich war zu weit entfernt, um zu hören, was er sagte, oder die Gesichter seiner Zuhörer zu erkennen, nur dünkte michs jetzt, den Virgil auch hier zu sehen, der sich zu ihnen gesellt hatte, und voller Bewunderung auf die Harmonie seiner Worte zu horchen schien.

Zuletzt sah ich auch noch dicht am Rande des Berges den Bokkalini, wie er von dem, was auf dem Parnaß vorging, an die Unterwelt Bericht abstattete; ich bemerkte aber, daß er es ohne Erlaubniß der Musen, und nur verstohlner Weise that, auch seine Berichte vom Apoll nicht erst durchsehen lassen wollte.

Aus dieser Höhe und diesem heitern Himmel konnte ich nun die unendlichen Sorgen und Bekümmernisse überschauen, womit die Sterblichen unten sich durch das Labyrinth des Lebens einen Weg zu finden suchten. Ich sah, wie der Pfad der Tugend gerade vor ihnen lag, unterdeß Eigennutz, oder irgend ein andrer boshafter Dämon sie immer von demselben wegdrängte. Ich ward zugleich von Vergnügen über meine eigne Glückseligkeit, und von Mitleiden beym Anblick des unauflöslichen Labyrinths ihrer Irrthümer durchdrungen. In diesem Augenblick stiegen die beiden

pfenden Leidenschaften so hoch, daß sie mit der süßen Ruhe, deren ich genoß, nicht bestehen konnten; ich wachte daher plötzlich auf, und der einzige Trost über meinen Verlust ist die Hoffnung, daß diese Erzählung meines Traums Ihnen nicht mißfallen werde.

T.

Zweyhundert neun und neunzigstes Stück.
(517).

Rogers von Koverley Tod.

Heu Pietas! heu prisca Fides! — —

VIRG,

Gestern Abend erhielten wir in unserm Klub eine böse Nachricht, die jeden unter uns mit einiger Betrübniß erfüllte; und ich zweifle nicht, auch meine Leser werden dadurch gerührt werden. Roger von Koverley ist todt. Er verließ diese Zeitlichkeit in seinem Hause auf dem Lande, nach einer Unpäßlichkeit von wenig Wochen. Herr

Andreas Freeport hat einen Brief von einem seiner Korrespondenten aus der Gegend, welcher ihm meldet, der alte Mann habe sich auf dem Landtage der Grafschaft erkältet, da er eine Addresse, die er selbst abgefaßt, und auch nach seinem Wunsche durchgesetzt, mit gar zu großem Eifer verfochten. Dieser Umstand rührt aber von einem Friedensrichter her, der ein Whig ist, und immer Herrn Rogers Feind und Antagonist war. Ich habe dagegen Briefe von dem Kaplan und dem Hauptmann Sentry, die davon nichts erwähnen, aber viel Umstände enthalten, die dem guten alten Manne sehr zur Ehre gereichen. Auch von dem ehrlichen Kellermeister, der, während meines Aufenthalts auf des Ritters Landhause im vorigen Sommer so dienstfertig gegen mich war, habe ich ein Schreiben empfangen. Da dieser gute Mann, in der Einfalt seines Herzens, verschiedner Umstände erwähnt, welche die beiden andern übergangen haben, so will ich meinen Lesern seinen Brief, ohne alle Aenderung oder Abkürzung, vorlegen.

Hochgeehrtester Herr,

„Da mir gar wohl bekannt ist, daß Dieselben ein besonders guter Freund von meinem alten Herrn gewesen, so habe nicht ermangeln wollen, Ihnen

die traurige Nachricht von seinem Tode zu vermelden, welcher das ganze Land, wie auch uns, seine armen Bedienten, die wir ihn, ich kann wohl sagen, lieber hatten, als unser eigen Leben, in die größte Betrübniß versetzt hat. Ich besorge, daß er sich von dem letzten Landtage den Tod gehohlt hat, wo er hinreiste, um einer armen Wittwe, und ihren vaterlosen Kindern, denen ein benachbarter Edelmann Unrecht gethan hatte, Recht zu schaffen; denn es ist Ihnen ja bekannt, daß mein guter Herr immer ein Freund der Armen und Nothleidenden war. Als er wieder nach Hause kam, war seine erste Klage, daß er seinen Roßbeefmagen verloren hätte, indem er nicht im Stande war, einen Mundvoll von einem Lendenstück zu essen, das ihm, wie gewöhnlich, aufgetragen ward; und Sie wissen, wie gut er sich das sonst immer schmecken ließ. Von der Zeit an ward es von Tage zu Tage schlimmer mit ihm, doch behielt er sein gutes Herz bis ans Ende. Wir machten uns zwar einmahl große Hoffnung, daß er genesen würde, da er eine angenehme Botschaft von der verwittweten Dame erhalten hatte, in die er die letzten vierzig Jahre seines Lebens verliebt gewesen war; aber dieß war leider nur das letzte Flämmchen vor der Verlöschung seines Lebenslichts. Er hat dieser Dame, als ein

Anden-

Andenken seiner Liebe, ein großes Perlenhalsband, und ein Paar silberne Armbänder mit Juwelen besetzt, vermacht, welche die gute alte Dame seine Mutter selige, sonst getragen hatte; und seinen Kaplan hat er den schönen Schimmelwallach vermacht, den er auf der Jacht zu reiten pflegte, weil er glaubte, daß er ihn gut halten würde; und Ihnen alle seine Bücher. Außerdem hat er auch dem Kaplan einen sehr hübschen Bauerhof vermacht, mit guten Ländereyen dabey. Da es ein sehr kalter Tag war, als er sein Testament machte, so vermachte er jeder Mannsperson in der Pfarre, zur Trauer, einen großen schwarzen Boyrock, und jeder Frauensperson eine schwarze Reisekappe. Es war recht beweglich anzusehen, wie er von seinen armen Bedienten Abschied nahm; er lobte uns alle wegen unsrer Treue, wir waren aber vor Weinen nicht im Stande, ein Wort zu sagen. Da wir meist alle in unsers lieben Herrn Dienste grau geworden sind, so hat er uns Jahrgelder und Vermächtnisse ausgesetzt, von denen wir, auf den übrigen Theil unsers Lebens recht gemächlich leben können. Er hat noch viel mehr zu Liebeswerken vermacht, wovon ich aber noch nicht genauer benachrichtigt bin, und man will in der Pfarre für gewiß sagen, daß er eine Summe Geldes ausgesetzt,

wovon ein Thurm an die Kirche gebauet werden soll; denn er ließ sich, vor nicht gar langem, verlauten, wenn er noch zwey Jahre lebte, so sollte die Koverley-Kirche auch einen Thurm haben. Der Kaplan versichert jedermann, daß er sehr christlich gestorben, und wenn er von ihm spricht, so laufen ihm noch immer die Thränen über die Wangen. Er ward seiner Anweisung nach, in dem Familienbegräbniß der Koverley begraben, und steht zur linken Hand bey seinem Vater Arthur. Der Sarg ward von sechsen seiner Pächter getragen, und sechs Landrichter hielten das Leichentuch. Die ganze Pfarre folgte dem Leichnam mit tiefgebeugtem Herzen, und in ihren Trauerkleidern, die Männer in Boyröcken, und die Weiber in Reisekappen. Der Hauptmann Sentry, meines seligen Herrn Neffe, hat von dem Wohnhause und dem ganzen Gut Besitz genommen. Als er, kurz vor dem Tode des guten alten Herrn, zu ihm kam, drückte er ihm herzlich die Hand, und wünschte ihm Glück zu dem Gut, das ihm nun zufiele, wobey er ihn nur bat, einen guten Gebrauch davon zu machen, und seine verschiednen Vermächtnisse und milden Gaben, die, wie er sagte, das Gut leicht tragen könnte, auszuzahlen. Der Hauptmann scheint wirklich ein recht guter und freundlicher Herr

zu seyn, ob er gleich nicht viel spricht. Er macht viel Werk aus denen, die der selige Herr gern leiden mochte, und ist ausnehmend freundlich gegen den alten Haushund, den, wie Sie wissen, mein armer Herr so lieb hatte. Es würde Ihnen das Herz bewegt haben, wenn Sie gehört hätten, wie das arme Thier winselte an dem Tage, da mein Herr starb. Es hat seitdem keine vergnügte Stunde gehabt; und das kann ich mit Wahrheit auch von uns allen sagen. Es war der betrübteste Tag für die Armen, den man je in Worcestershire erlebt hat. Für dießmahl habe nichts weiter hinzuzusetzen, als daß ich bin,

Hochgeehrtester Herr,

Dero bekümmerter Diener,

Eduard Zwieback.

N. S. „Mein Herr verlangte, einige Wochen vor seinem Ende, daß ein gewisses Buch, welches Sie durch den Fuhrmann anbey erhalten, an Herrn Andreas Freeport in seinem Nahmen abgeliefert werden sollte.“

Dieser Brief gab uns, ungeachtet der Schreibart des armen Kellermeisters, eine so lebhafte Idee von unserm guten alten Freunde, daß kein trocknes Auge im Klub war. Als Herr Freeport das

Buch

Buch aufschlug, fand er, daß es eine Sammlung von Parlamentsakten war. Besonders sahen wir darin die Uniformitätsakte, worin Herr Roger bey einigen Stellen mit eigner Hand etwas geschrieben hatte. Herr Freeport bemerkte, daß sie sich auf zwey oder drey Punkte bezogen, worüber er mit Herrn Roger, das letzte Mahl, als er unserm Klub beywohnte, disputirt hatte. In jedem andern Falle würde Herr Freeport über einen solchen Vorfall gelacht haben, aber jetzt sah er kaum die Handschrift des alten Ritters, als er in Thränen ausbrach, und das Buch in die Tasche steckte. Der Hauptmann Sentry schreibt mir, daß Herr Roger jedem in unserm Klub einen Ring und ein Trauerkleid vermacht hat.

O.

Dreyhundertstes Stück. (519.)

Von der Stufenleiter der Wesen.

Inde hominum pecudumque genus, vitaeque volantum,
Et quae marmoreo fert monstra sub aequore pontus,

VIRG.

Ungeachtet die Betrachtung der materiellen Welt, worunter ich das System von Körpern, worein die Natur die Masse der todten Materie so außerordentlich künstlich verarbeitet hat, nebst den verschiednen Verhältnissen dieser Körper unter einander verstehe, uns ein sehr großes Vergnügen gewährt: so erregt doch, wie mich dünkt, die Betrachtung der lebendigen Welt, das heißt, der mancherley Arten von lebendigen Geschöpfen, mit denen jeder Theil des Weltalls erfüllt ist, noch weit mehr Bewunderung und Erstaunen. Die materielle Welt ist nur die äußere Rinde des Universi; die lebendige Welt ist die Seele desselben.

Betrachten wir diejenigen Theile der materiellen Welt, die uns am nächsten liegen, und daher am besten von uns beobachtet und untersucht werden können, so erstaunen wir über die unendliche Menge von lebendigen Geschöpfen, womit wir sie angefüllt sehen. Jeder Theil der Materie ist bevölkert; jedes grüne Blatt wimmelt von Bewohnern. Es gibt kaum eine Art von Feuchtigkeit in dem Körper eines Menschen oder irgend eines Thiers, worin unsre Vergrößerungsgläser nicht Myriaden lebendiger Geschöpfe entdeckten. Auch die Oberfläche der Thiere ist mit andern Thieren bedeckt, welche auf gleiche Weise wieder die Wohnplätze andrer Thiere sind, die auf ihnen leben; ja wir finden in den dichtesten Körpern, wie in dem Marmor selbst, unzählige Zellen und Höhlen, voller Einwohner, die zu klein sind, als daß das bloße Auge sie zu entdecken vermöchte. Sehen wir uns, auf der andern Seite, in den geräumigen Theilen der Natur um, so finden wir die Meere, die Seen und Flüsse trächtig von zahllosen Arten lebendiger Geschöpfe; jeder Berg und jeder Morast, jede Wildniß und jeder Wald ist voll von Vögeln und wilden Thieren, und jeder Theil der Materie reicht die nöthigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten zur Unterhaltung

der

der Schaaren von Lebendigen, die ihn bewohnen, dar.

Der Verfasser der Mehrheit der Welten nimmt aus dieser Betrachtung einen sehr guten Grund für die Bevölkerung der Planeten her; denn wirklich ist es, nach der Analogie der Vernunft, höchst wahrscheinlich, daß, wenn kein Theil der Materie, welche wir kennen, wüste und ungenutzt gelassen ist, auch jene großen Körper, die so weit von uns entfernt sind, nicht öde und unbevölkert gelassen, sondern vielmehr mit Wesen, die für ihren Aufenthalt gemacht sind, angefüllt seyn werden.

Das Daseyn ist nur für diejenigen Wesen eine Wohlthat, welche mit Vorstellungskraft begabt sind, und ist an die todte Materie gleichsam unnütz verschwendet, außer in so fern sie Wesen, die sich ihres Daseyns bewußt sind, dienstbar ist. Wir finden daher auch an den Körpern, welche wir beobachten können, daß die Materie nur gleichsam zur Grundlage und Stütze der lebendigen Wesen dient, und daß von jener nicht mehr vorhanden ist, als die Existenz und Erhaltung dieser nothwendig erfodert.

Die unendliche Güte theilt sich so gern mit, daß sie ein Vergnügen darin zu finden scheint,

jedem

jedem Grade von empfindenden oder wahrnehmendem Wesen das Daseyn zu geben. Da dieß ein Gedanke ist, dem ich oft selbst mit großem Vergnügen nachgehangen habe, so will ich mich hier etwas länger dabey verweilen, und denjenigen Theil der Stufenleiter der Wesen betrachten, von dem wir einige Kenntniß haben.

Es gibt einige lebendige Geschöpfe, die nur eben über die todte Materie erhaben sind. Zum Beyspiel erwähne ich nur jener kegelförmigen Gattung von Muscheln, die auf der Oberfläche verschiedner Felsen wachsen, und augenblicklich sterben, so bald man sie von dem Orte, wo sie wachsen, losreißt. Viele andre Geschöpfe, die nur eine Stufe höher stehen, wie diese, haben weiter keine Sinne, als Gefühl und Geschmack. Andre haben über dem noch das Gehör, andre den Geruch, und andre das Gesicht. Es ist bewundernswürdig, in was für allmähligen Fortschritten die lebendige Welt durch eine unbeschreibliche Mannichfaltigkeit von Gattungen hinaufsteigt, ehe sie ein Geschöpf bildet, das in allen seinen Sinnen vollkommen ist; und selbst unter diesen finden sich so verschiedne Grade von Vollkommenheit der Sinne des einen Geschöpfs gegen die Sinne eines andern,

daß,

daß, obgleich der Sinn bey verschiednen Thieren nur einen gemeinschaftlichen Nahmen führt, er doch fast von verschiedner Art zu seyn scheint. Betrachten wir hiernächst die verschiedenen innern Vollkommenheiten der List und des Scharfsinns, oder was wir gemeiniglich Instinkt nennen, so finden wir, daß diese sich eben so unvermerkt über einander erheben, und, je nach der Gattung, welcher sie eingepflanzt sind, immer neue Vorzüge bekommen. Diese Fortschritte in der Natur geschehen so allmählig, daß das Vollkommenste einer geringern Gattung dem Unvollkommensten der unmittelbar über ihr stehenden sehr nahe kömmt.

Die unerschöpfliche und überschwengliche Güte des höchsten Wesens, dessen Gnade sich über alle seine Werke erstreckt, zeigt sich, wie ich schon vorhin zu verstehen gab, ganz klärlich darin, daß es so sehr wenig Materie, wenigstens so viel uns bekannt ist, geschaffen hat, die nicht von Leben wimmelt; und diese seine Güte zeigt sich nicht minder in der Mannichfaltigkeit, als in der Menge der lebendigen Geschöpfe. Hätte er bloß eine Gattung von lebendigen Wesen gemacht, so würde keine der übrigen des Glücks der Existenz genossen haben; er hat daher in seiner Schöpfung jeden Grad des Lebens, jede Fähigkeit der Existenz hervorge-

bracht, und so zu sagen specificirt. Die ganze Kluft der Natur, zwischen einer Pflanze und einem Menschen, ist mit verschiednen Arten von Geschöpfen ausgefüllt, die in so leichten und allmähligen Stufen über einander aufsteigen, daß die kleinen Uebergänge und Abweichungen von einer Gattung zur andern fast unmerklich sind. Dieser ganze Zwischenraum ist so haushälterisch benutzt und angewandt, daß es kaum einen Grad von Empfindung oder Vorstellung gibt, der sich nicht in irgend einem Theil der lebendigen Welt zeigte. Was offenbart sich nun in diesem Verfahren am meisten, die Güte oder die Weisheit des göttlichen Wesens?

Aus diesen Betrachtungen läßt sich, außer den bereits angeführten, auch noch eine andre Folgerung sehr natürlich herleiten. Wenn die Leiter der Wesen in so regelmäßigen Stufen, bis zum Menschen hinaufsteigt, so können wir, nach einer vernünftigen Analogie, annehmen, daß sie sich, eben so allmählig, noch weiter durch diejenigen Wesen hinauf erstreckt, welche von höherer Natur sind, als er. Denn es ist doch ein unendlich größerer Raum für verschiedne Grade von Vollkommenheit zwischen dem höchsten Wesen und dem Menschen, als zwischen dem Menschen und dem ver-

ächtlichsten Insekt. Diesen Schluß auf eine so große Mannichfaltigkeit der über uns erhabnen Wesen, aus der Mannichfaltigkeit derer, die unter uns stehen, macht Locke in einer Stelle, die ich hier hersetzen, und nur dabey anmerken will, daß es, ungeachtet des großen Raums zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer, worin die schaffende Macht sich äußern kann, doch unmöglich ist, daß derselbe je ausgefüllt werden könne, da zwischen des höchsten geschaffenen Wesen und der Macht, die es hervorbrachte, immer eine unendliche Kluft oder Entfernung bleiben wird.

„Daß es mehr Gattungen vernünftiger Geschöpfe über uns, als sinnlicher und materieller unter uns, gebe, ist mir daraus wahrscheinlich, weil wir in der ganzen sichtbaren körperlichen Welt gar keine Lücken oder Klüfte bemerken. Unter uns geht alles in allmähligen Stufen herab, in einer ununterbrochenen Reihe von Dingen, die in jedem Abstande nur sehr wenig von einander abweichen. Es giebt Fische, welche Flügel haben, und in der Luft keine Fremdlinge sind; und Vögel, welche das Wasser bewohnen, deren Blut kalt ist, wie das Blut der Fische, und deren Fleisch so fischartig schmeckt, daß die Papisten sie

unter die Fastenspeisen zählen. Es gibt Thiere, die auf der einen Seite mit den Vögeln, und auf der andern mit den vierfüßigen Thieren so nahe verwandt sind, daß sie zwischen beiden in der Mitte stehen. Die Amphibien verknüpfen die Landthiere mit den Wasserthieren: Seekälber leben auf dem Lande und im Meere, und die Meerschweine haben das warme Blut und die Eingeweide eines ordentlichen Schweines; nicht zu gedenken, was so zuverlässig von Meerweibchen oder Meermännchen erzählt wird. Es giebt einige Thiere, die so viel Klugheit und Vernunft zu haben scheinen, als einige so genannte Menschen; und das Thierreich und Pflanzenreich gränzen so nahe an einander, daß, wenn man das niedrigste aus jenem, und das höchste aus diesem nimmt, kaum ein besonders großer Unterschied zwischen beiden zu bemerken seyn wird: und so geht es weiter, bis zu den geringsten und unorganisirtesten Theilen der Materie. Allenthalben werden wir sehen, daß die verschiednen Gattungen, wie Glieder einer Kette, mit einander verknüpft sind, und nur in fast unmerklichen Graden von einander abweichen. Bedenken wir nun die unendliche Macht und Weisheit des Schöpfers, so haben wir Ursach, es der prachtvollen Harmonie des Weltalls,

und dem großen Plan und der unendlichen Güte des Baumeisters angemessen zu finden, daß die Gattungen der Geschöpfe eben so, durch allmählige Stufen, von uns bis zu seiner unendlichen Vollkommenheit hinaufsteigen, wie wir sie stufenweise von uns herabsteigen sehen. Ist aber dieses wahrscheinlich, so haben wir Ursach überzeugt zu seyn, daß es weit mehr Gattungen von Geschöpfen *über uns*, als *unter uns*, gebe; indem wir, an Graden der Vollkommenheit, viel weiter von dem unendlichen Wesen Gottes abstehen, als von der aller niedrigsten Stufe des Wesens, die dem Nichts am nächsten ist. Und doch haben wir von allen diesen unterschiednen Gattungen keine klaren bestimmten Begriffe."

In diesem System der Wesen gibt es kein Geschöpf, welches seiner Natur nach wunderbarer ist, und so sehr unsre besondre Aufmerksamkeit verdient, als der Mensch, welcher die Mitte zwischen der thierischen und intellektuellen Natur, der sichtbaren und unsichtbaren Welt, einnimmt, und dasjenige Glied in der Kette der Wesen ist, welches man so oft Nexum utriusque mundi genannt hat. So daß Er, der auf Einer Seite betrachtet, mit Engeln und Erzengeln verwandt ist, der ein Wesen

sen von unendlicher Vollkommenheit als seinen Vater, und Geister der höchsten Ordnung, als seine Brüder ansehen kann, in anderer Betrachtung zu der Verwesung sagen muß: du bist mein Vater, und zu dem Wurm: du bist meine Mutter und meine Schwester.

O.

Dreyhundert erstes Stück. (520.)

Schreiben eines Wittwers über den Verlust seiner Gattinn.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam chari capitis! —

Hor.

Mein Herr Zuschauer,

Die gebührende Hochachtung, die Sie gegen den Ehestand bewiesen haben, macht mich so dreist, ohne Furcht mich lächerlich zu machen, an Sie zu schreiben, und Ihnen zu bekennen, daß, ungeachtet

tet schon drey Monathe verstrichen sind, seitdem ich ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, das meine Frau war, verloren habe, doch meine Betrübniß noch immer neu ist. Oft werde ich, mitten in einer Gesellschaft, bey irgend einem Umstande, der ihr Andenken in mir lebendig macht, und den Gedanken, was sie in dem Falle sagen oder thun würde, bey irgend einem solchen Vorfalle, sage ich, wovon ich Ihnen wohl eine Idee geben, aber ihn nicht genau beschreiben kann, werde ich so sehr erweicht und gerührt, daß ich heraus gehen, und Seufzern und Thränen den Lauf lassen muß, ehe ich mich wieder zu fassen vermag. Ich kann daher nicht umhin, den Zustand der Wittwerschaft Ihrer Betrachtung zu empfehlen, und Sie zu bitten, uns bey erster Gelegenheit einmahl, Ihre Gedanken über diesen Gegenstand zu sagen. Für die, welche mit ihren Gattinnen nicht als Ehemänner gelebt haben, würde das freylich nur ein abgeschmacktes Gewäsch seyn; von denen aber (und deren sind doch nicht wenig) welche dieses Standes mit den gebührenden Gesinnungen genossen haben, wird Ihnen jede Zeile, die das Herz trift, mit einer Thräne des Mitgefühls und des Trostes vergolten werden. Denn ich weiß nicht wie es kömmt, aber

es ist eine große Wohlthat der Vorsehung, daß jede Ergießung des Schmerzens ein Schritt zu ihrer Erleichterung ist; und selbst die Befriedigung des Grams gewährt einen gewissen Trost, der, wie ich vermuthe, aus dem geheimen Bewußtseyn der Seele entspringt, daß die Quelle ihrer Betrübniß Tugend ist. Mein Kummer ist freylich nicht so unbändig mehr, als in seinem ersten Ungestüm; denn er ist jetzt mehr ein gesetzter Gemüthszustand, als eine wirkliche Zerrüttung der Seele, wie anfangs. — Es ließen sich, dünkt mich, Regeln geben, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten habe, um sich aus jenem elenden Zustande in den zu versetzen, worin ich mich jetzt befinde; ein Zustand, worin, wie mirs scheint, meine Betrübniß alle Rauhigkeit des Temperaments in Sanftmuth, Gutherzigkeit und Gefälligkeit verwandelt hat. — Bey dem allen aber, wenn ich in einer stillen und einsamen Stunde das Bild meiner verstorbenen Gattinn in meiner Einbildungskraft hervorrufe, und sie sehe mit jener sanft überredenden Miene, wenn ich aufgebracht, mit jener süßen Gesprächigkeit, wenn ich bey guter Laune, mit jenem zärtlichen Mitleiden, wenn ich bekümmert war: o! so bin ich aufs neue untröstlich, und meine Augen fließen über von Schmerz, als hätte ich sie den Augen-

blick

blick verscheiden sehen. In diesem Zustande unterbricht mich dann ein reizendes junges Geschöpf, meine Tochter, das Bild dessen, was ihre Mutter an ihrem Hochzeittage war. Das gute Mädchen bemüht sich, mich zu trösten; aber, darf ichs Ihnen sagen? der ganze Trost, den sie mir gewährt, ist, daß meine Thränen desto leichter fließen. Es weiß, daß es meinen Gram schärft, und doch zugleich mein Herz erquickt. O ihr Gelehrten! sagt mir, mit welchem Wort soll ich die Regung der Seele ausdrücken, die keinen Nahmen hat? Wenn sie vor mir niederkniet, und mich bittet, getrost zu seyn, so ist sie mein Kind; wenn ich sie in meine Arme schließe, und sie bitte, nichts mehr zu sagen, so ist sie mein Weib, die Trösterinn selbst, deren Verlust ich beweine. Ich verweise sie aus dem Zimmer, und weine laut, daß ich ihre Mutter verloren habe, und daß ich sie besitze.

Mein Herr Zuschauer, ich wünschte, daß Sie dieß angenehme Gemisch so ungleichartiger Empfindungen erfahren hätten; Sie könnten dann dem lasterhaften Theil der Menschen sagen, daß sie der Seligkeit unfähig sind, die selbst der Gram der Tugendhaften bey sich führt.

Aber haben Sie noch ein wenig länger Geduld, und erlauben mir, Ihnen zu erzählen, wie sie starb.

Sie nahm von ihrer ganzen Familie Abschied, und unterwarf sich den fruchtlosen Vorschriften des Arztes mit aller erdenklichen Geduld. Als er ihr ankündigte, daß sie gewiß sterben müsse, bat sie, daß alle Anwesende, mich ausgenommen, das Zimmer verlassen möchten. Als wir allein waren, sagte sie mir, sie habe nichts weiter zu sagen, da sie völlig in den Willen Gottes ergeben sey, und ich alles, was unsre zeitlichen Angelegenheiten beträfe, so gut wisse, als sie; sie habe aber gewünscht, mit mir allein zu seyn, um, in der Gegenwart Gottes, allein und ungestört, ihre letzte Pflicht gegen mich zu erfüllen, nähmlich mir für alle meine Güte und Liebe gegen sie, zu danken; sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich aus dieser meiner Güte gegen sie in meinen letzten Augenblicken denselben Trost schöpfen würde, welchen ihr das Bewußtseyn ihres treuen und tugendhaften Verhaltens gegen mich gewähre.

Ich thue mir Gewalt an, und will Ihnen nicht sagen, daß diese edle Güte mir mein Herz durchbohrte, da sie, statt mir, wie ich erwartete, einige Ausbrüche von Hitze, zu denen ich mich während unsers Ehestandes hatte hinreißen lassen, zu verweisen, mir nur für das Gute dankte. Und was konnte ich ihr je Gutes erweisen, das ihrer Vor-

Vortrefflichkeit angemessen war! Alles, was ich je zu ihr gesagt hatte, alle traurigen und freudigen Vorfälle unter uns drängten sich in dem Augenblick in meine Seele; und als ich gleich darauf die Zuckungen des Todes den theuren Leib ergreifen sah, welchen ich so oft mit Entzücken umarmt hatte, als ich diese holdseligen Augen fürchterlich werden und damit ringen sah, sich auf mich zu heften, o! wie verlor ich da alle Fassung! — Sie verschied in meinen Armen, und in meinem Wahnsinn glaubte ich ihren Busen sich noch heben zu sehen. Es ist gewiß noch Leben in ihr, rief ich; sie sprach ja noch eben mit mir. Aber ach! ich taumelte, und alles drehte sich mit meinem schwindelnden Kopfe herum; denn die beste der Weiber war athemlos und auf immer dahin!

Die Lehre, die Sie aus dieser meiner Nachricht ziehen könnten, ist, dünkt mich, die: daß gute und rechtschaffene Menschen eine gewisse Gleichmuth besitzen, die sich selbst über ihren Gram erstreckt, und die Stärke desselben dämpft. Müssen sie gleich, wie alle Menschen, den Kelch der Trübsale kosten, so wird doch das Bewußtseyn ihrer Rechtschaffenheit das Bittere desselben sehr versüßen; ja eben diese Trübsale werden ihrer Recht-

schaffenheit dadurch noch mehr Kräfte geben, daß sie an den Gebrauch der Tugend in der Stunde der Leiden gedenken. Ich setzte mich in der Absicht hin, Sie zu bitten, daß Sie uns Vorschriften geben möchten, einen Gram wie diesen zu überwinden; aber jetzt möchte ich Sie lieber bitten, die Menschen zu lehren, wie sie eines solchen Grams fähig werden können.

Die Herrn Gelehrten haben den so genannten feinen Geschmack in ihren Begriffen von dem, was sich in Reden oder Handlungen geziemt. Etwas ähnliches ist der Seele dessen eigen, der in allen seinen Gedanken und Handlungen rechtschaffen und treu ist. Alles Falsche, Lasterhafte, Nichtswürdige ist ihm verächtlich, sollte die ganze Welt es auch billigen. Zu gleicher Zeit hat er die lebhafteste Empfindlichkeit in allen Freuden und Leiden, die sich für ihn geziemen, das heißt, wo sie gewissermaßen einen Theil der Pflichten des Lebens ausmachen. Keine Betrübniß empfinden, wo Wohlstand und Wahrheit betrübt zu seyn heißen, ist, dünkt mich, ein größerer Beweis von Stupidität, als die Schönheit einer Stelle im Virgil nicht empfinden. Sie haben noch nicht bemerkt, Herr Zuschauer, daß die feinen Herrn unsrer

Zeit große Hartherzigkeit affektiren, und daß Menschlichkeit eben nicht die Tugend ist, worauf sie Anspruch machen. Der ist ein braver Kerl, der immer bereit ist, dem Mann das Herz zu durchbohren, welchen er haßt; den aber achtet man nicht sehr, der das Weib betrauert, welches er liebt. Ich sollte denken, es würden sich ihnen tausend schöne Gedanken darbieten, wenn sie einmahl nachdächten, welche Menschen für die Art des Grams, von der ich geredt habe, die meiste Empfänglichkeit haben; und ich getraue mir zu sagen, sie werden finden, daß es gerade die weisesten, edelsten und tapfersten sind. Ich bin 2c.

Norwich, den 7ten Okt. 1712.

F. J.

T.

Drey=

Dreyhundert zweytes Stück. (524.)

Die irdische und himmlische Weisheit, ein Traum.

Nos populo damus. —

Sen.

Als ich zuerst den Einfall hatte, Träume und Gesichte zu schreiben, beschloß ich, nichts von der Art drucken zu lassen, was nicht meine eigne Erfindung wäre. Allein verschiedne Träumer haben mir seit kurzem, Arbeiten dieser Art mitgetheilt, die ihnen sehr sauer geworden zu seyn scheinen, die ich aber, ihrer und meiner eignen Ehre zu Liebe, bisher habe unterdrücken müssen. Hätte ich jeden, der mir zu Handen gekommen ist, abdrucken lassen, so wäre aus der Sammlung meiner moralischen Aufsätze am Ende nicht viel mehr, als ein Traumbuch geworden. Einige meiner Korrespondenten sind freylich so bescheiden, und entschuldigen sich, daß sie nicht im Stande gewesen, besser zu träumen.

men. So habe ich, zum Beyspiel, den Traum eines jungen Herrn, der noch nicht volle funfzehn Jahr alt ist; ferner den Traum einer Person von Stande, und einen andern unter dem Titel: Traum einer Dame, erhalten; und die Einsender dieser, wie noch mehr andrer Aufsätze von gleichem Schlage, glauben, daß ich dabey auf das Alter, den Stand und das Geschlecht des Träumers nachsichtsvoll Rücksicht nehmen werde. Um nun dieser Fluth vou Träumen, welche täglich auf mich zuströmt, ein Ziel zu setzen, gebe ich hiemit allen Traumbeschreibern den Rath, welchen Epiktet, auf seine Manier, in eine sehr simple und kurze Vorschrift abgefaßt hat. Erzähle nie deine Träume, sagt dieser Philosoph; denn findest du gleich selbst ein Vergnügen daran, deinen Traum zu erzählen, so werden doch Andere kein Vergnugen daran finden, ihn zu hören. Nach dieser kurzen Vorrede muß ich einigen Träumen von andrer Hand, die ich vor kurzem mitgetheilt habe, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diesen will ich jetzt noch einen andern beyfügen, den ich aus Schottland erhalten habe, und dessen Verfasser vermuthlich die dort so gewöhnliche Gabe, Geister zu sehen besitzt. Er ist freylich etwas in Bunyans Geschmack, hat aber dabey

bey ein gewisses Erhabnes, dessen Bunyan nicht fähig war. Ich mache ihn bekannt, weil ich nicht zweisle, daß er den großen Haufen meiner Leser sehr gefallen, und die Einbildungskraft derer, welche tiefer nachdenken, amüsiren wird. Zu gleicher Zeit erklär' ich, daß dieß der letzte Traum seyn soll, der vor der Hand in meinen Blättern erscheinen wird.

O.

Mein Herr,

„Eine vortreffliche Predigt, die ich am vorigen Sonntag Nachmittags gehört hatte, führte mich am Abend auf eine sehr ernsthafte Betrachtung über die Weisheit der Tugend und die große Thorheit des Lasters. Unter andern Bemerkungen hatte der Prediger gezeigt, daß die Versuchungen, wodurch der Versucher uns zu verführen sucht, sich alle auf die Voraussetzung gründen, daß wir entweder Verrückte oder Thoren sind, oder die Absicht haben, uns zu einem von beiden zu machen; daß wir in keinem andern Falle uns so gröblich hintergehen lassen würden, wo die Sache so ganz offenbar gegen unsern handgreiflichen Vortheil wäre. Seine Erläuterungen und Beweise hatten etwas sehr Ueberredendes und eine so unwider-

widerstehliche Ueberzeugungskraft, daß sie mir eine Zeitlang frisch im Gedächtniß blieben, und sehr stark auf mich wirkten; bis endlich meine Seele, vom Nachdenken ermüdet, der Gewalt des Schlafs nicht widerstehen konnte, unterdeß die Phantasie, noch immer mit demselben Gegenstande beschäftigt, mir folgendes Traumgesicht vorführte."

„Mich däuchte, ich sey eben aus einem Schlaf erwacht, an dessen Anfang ich mich gar nicht erinnern konnte. Der Ort, wo ich mich befand, war eine ausgedehnte geräumige Ebene, voller Menschen, die in verschiednen stark betretenen Pfaden auf und nieder wanderten. Einige wenige dieser Pfade gingen schnurgerade vorwärts, die meisten aber zogen sich, wie ein Labyrinth in vielen Krümmungen fort; doch sah ich nachher, daß diese letztern sich alle in einem Ausgange vereinigten, so daß Viele, die ganz entgegengesetzte Wege zu wandern schienen, zu nicht geringem Erstaunen Mancher von ihnen, sich zuletzt begegneten und auf Einem Fleck zusammentrafen."

„Mitten in der Ebne befand sich eine große Quelle; man nannte sie die Quelle der Selbstliebe. Aus derselben entsprangen zwey Bäche, der eine gegen Osten, und der andre gegen Westen. Der

erste hieß himmlische Weisheit; sein Wasser war bewundernswürdig klar, und von noch bewundernswürdigerer Wirkung. Der andere hieß irdische Weisheit; sein Wasser war sehr trübe, aber doch nichts weniger als stillstehend oder stokkend; denn es war in beständiger heftiger Bewegung, welches denn machte, daß die Reisenden, von denen ich bald weiter reden werde, die Fäulniß und Schlammigkeit des Wassers nicht bemerkten. Es hatte die Wirkung, daß es die, welche davon tranken, berauschte und so verblendete, daß sie sich in jedem Gegenstande, den sie vor sich sahen, irrten. Beide Bäche theilten sich, nahe an der Quelle, in eben so viel Arme, als es gerade und krumme Pfade gab, neben welchen sie sich bis zu ihren Ausgängen fortzogen."

„Ich bemerkte, daß viele Wanderer dann und wann von ihren verschiednen Pfaden abtraten, und, um sich zu erfrischen und sonst zu ihrer Reise geschickter zu machen, aus den nebenher fließenden Bächen tranken; welches ihnen denn immer sehr merklichen Muth und beharrliche Entschlossenheit in Befolgung ihres Vorhabens einflößte. Am Ende der Aussicht jedes geraden Pfades, welche sich alle in einem Ausgang und Punkt vereinigten, sah

man

man eine hohe Säule, ganz von Diamant, welche Strahlen, so hell wie die Sonne, in die Pfade warf. Diese Strahlen besaßen auch gewisse sympathetische und anziehende Kräfte, so daß jeder, der irgend einen beträchtlichen Fortschritt auf seinem Wege zu der Säule gemacht hatte, durch den wiederhohlten Eindruck dieser Strahlen auf ihn, bald eine solche habituelle Neigung und einen so starken Zug seines Gesichts dahin empfand, daß es ihm zuletzt gewisser Maßen natürlich ward, seine Augen unverwandt auf die glänzende Säule zu richten, wodurch er denn unverrückt auf den geraden Pfaden erhalten ward, welche allein zu dem herrlichen Ziele leiteten, dessen Anschauen jetzt ein seliges Bedürfniß seiner Natur geworden war."

„Am Ausgange der krummen Pfade stand ein großer schwarzer Thurm, aus dessen Mitte ein langer Strom von Flammen hervorschoß, welcher sich bis über die Wolken erhub. Er warf ein starkes Licht über die ganze Ebne, welches zuweilen sogar den Glanz und die Strahlen der diamantenen Säule verdunkelte; wovon aber, wie meine nachmahlige Beobachtung mich lehrte, die Schuld nicht an irgend einer Verminderung ihres Glanzes, sondern bloß an den Wanderern lag, die oft von dem geraden Pfade abwichen, wo sie dann gleich den

vollen Anblick der strahlenden Säule verloren, und sie nur von der Seite erblickten. Allein das starke Licht des schwarzen Thurms, welches für sie besonders sengend und schmerzhaft war, trieb sie gemeiniglich bald in ihr wahres Element zurück, und leuchtete ihnen wieder auf den rechten Weg."

„Rund um den Thurm her sah ich viele tausend riesenmäßige, ungestalte und scheußliche Ungeheuer. Diese hatten große Netze, welche sie unaufhörlich gegen die krummen Pfade hin ausspannten und auswarfen, auch dann und wann einige von denen, die ihnen am nächsten waren, damit auffingen. Diese zogen sie alsobald heraus, und schleuderten sie über die Mauern in den flammenden Thurm, worauf man dann nichts weiter von ihnen sah oder hörte.

Zuweilen warfen sie ihre Netze auch gegen die geraden Pfade aus, um die Irrgehenden aufzufangen, deren Augen, weil sie nicht oft genug aus dem darneben fließenden Bache getrunken hatten, trübe geworden waren, und die daher den Weg verloren hatten. Diese wären manchmahl auf ein Haar weggefangen worden, doch konnte ich nicht erfahren, daß irgend einer von denen, welche einmahl mit wahrem Ernst auf den geraden Pfaden gewandelt hatten, je so unglücklich gewesen wäre."

„Alle

„Alle diese seltsamen Erscheinungen betrachtete ich mit großer Aufmerksamkeit, bis ich endlich durch einen Schwarm der Wanderer auf den krummen Pfaden unterbrochen ward. Diese kamen auf mich zu, nöthigten mich mit ihnen zu gehen, und fingen gleich an zu singen und zu tanzen; sie faßten mich bey der Hand und rissen mich so mit sich fort. Nachdem ich ihnen eine gute Zeit gefolgt war, bemerkte ich, daß ich den großen flammenden Thurm aus dem Gesichte verloren, worüber ich mich nicht wenig wunderte; da ich mich aber rund herum sah, und nichts erblickte, bildete ich mir endlich ein, daß mein erstes Gesicht wohl nur ein Traum gewesen seyn möchte, und daß wirklich kein solcher Thurm existirte; doch bedachte ich wieder, daß, wenn ich mir einbilden könnte, etwas zu sehen, das nicht vorhanden sey, ich mich eben so wohl jetzt täuschen und etwas nicht sehen könnte, daß doch vielleicht wirklich vor mir stünde. In diesem Gedanken bestärkte mich die Wirkung, welche das Wasser der irdischen Weisheit eben jetzt auf mich machte; denn da ich noch einmahl ein wenig davon getrunken hatte, fühlte ich sehr merklich, daß alles in meinem Kopfe dadurch zerrüttet und verwirrt ward. Dieß bewog mich, plötzlich still zu stehen, weil ich etwas von Hexerey oder Bezauberung argwöhnte.

wöhnte. Indem ich bey mir überlegte, was ich thun, und an wen ich in diesem Falle mich wenden sollte, sah ich in einiger Entfernung von mir einen Mann, der mir winkte, und mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich zu ihm kommen möchte. Ich rief ihm zu, daß ich den Weg nicht wüßte; worauf er mir ganz laut antwortete: ich sollte wenigstens den Pfad, welchen ich jetzt wandelte, verlassen; denn wenn ich noch einen Augenblick länger auf demselben bliebe, sey ich in Gefahr, in einem großen Netze, welches gerade über mir hinge, und mich wegzuhaschen im Begriff wäre, gefangen zu werden; er wunderte sich, wie ich so verblendet oder verrückt seyn könnte, eine so nahe und augenscheinliche Gefahr nicht zu bemerken, und versicherte mich, daß er, so bald ich nur diesen Weg verlassen hätte, zu mir kommen, und mich auf einen sicheren Pfad führen wollte. Dieß that er, und brachte mir in seiner hohlen Hand einen Trunk von dem Wasser der himmlischen **Weisheit**, welches mir treffliche Dienste that; denn meine Augen wurden augenblicklich wieder klar, und ich erblickte den großen schwarzen Feuerthurm dicht vor mir. Das große Netz aber, das ich so nahe über mir sah, jagte mir ein solches Schrecken ein, daß ich, so weit ich nur

konnte,

konnte, in einem Athem und ohne mich nur umzusehen, zurücklief. Mein Wohlthäter sagte hierauf zu mir: höchst wunderbarer Weise bist du der Gefahr entgangen; das Wasser, welches du zu trinken pflegtest, hat eine höchst bezaubernde Kraft, sonst würde dir der Ort, wegen seiner Garstigkeit und Scheußlichkeit, gewiß unerträglich gewesen seyn; denn außer dem Haufen blinder Thoren, in deren Gesellschaft du warst, kannst du jetzt noch viele andre sehen, die nur auf eine andre, nicht minder gefährliche Art bezaubert sind. Sieh einmahl jenen Haufen dort; die armen Leute haben wirklich einen so starken Kopf, daß dieß bezaubernde Wasser sie nicht verblendet; der schwarze Thurm ist nicht aus ihren Augen verschwunden, sie sehen ihn, so oft sie nur zu ihm aufblicken; aber sieh, wie sie auf Nebenwegen gehen, und die Augen niederschlagen, als ob sie verrückt wären, damit sie nur so ins Netz rennen, ohne vorher durch den Gedanken an einen so elenden Untergang beunruhigt zu werden. Ihr Wille ist so verkehrt, und ihr Herz hängt so sehr an den Vergnügungen ihres Weges, daß sie sich lieber in alle mögliche Gefahr wagen, sich allem Jammer und Elende, das ihrer wartet, aussetzen, als ihrer entbehren wollen."

„Siehe dort jene andre Gesellschaft; tränken sie auch nichts von dem bezaubernden Wasser, so würde schon, bloß der Weg, den sie wandeln, sie bezaubern und verblenden. Sieh, wie sie die krümmsten Pfade aufsuchen, wodurch sie oft den schwarzen Thurm im Rücken haben, und zuweilen die strahlende Säule seitwärts erblicken, welches ihnen denn einen schwachen Schimmer derselben gibt. Diese Thoren begnügen sich hiermit, indem sie nicht wissen, ob nicht Andre mehr von ihrem Einfluß und Lichte genießen, als sie selbst. Dieser Weg heißt der Pfad des Aberglaubens oder der Menschensatzung. Sie übersehen gröblich das, was die Anordnungen und Gesetze des Orts ihnen vorschreiben, und ersinnen sich ein andres System von Anweisungen und Vorschriften für sich, welches, wie sie wähnen, sie besser zu ihrem Zweck führen wird. — Er zeigte mir noch viele andre Arten von Thoren, die mir den Ort ganz zuwider machten. Endlich brachte er mich auf die rechten Pfade, wo ich wahres und gründliches Vergnügen fand, welches mir den ganzen Weg sehr angenehm machte, bis wir endlich der strahlenden Säule nahe kamen, wo meine Glückseligkeit so hoch stieg, daß mein Herz nicht fähig war, sie zu fassen. Indem ich alle meine Kräfte dazu anstrengte,

strengte, erwachte ich darüber, nicht wenig bekümmert über den Verlust eines so angenehmen Traums.

Glasgow, den 29ten Sept.

Dreyhundert drittes Stück. (530.)

Wilhelm Honigseims Verheurathung.

Sic visum Veneri, cui placet impares
Formas atquê animos sub iuga ahenea
Saevo mittere cum ioco.

HOR.

Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß Leute, die am verächtlichsten vom Ehestande sprechen, doch selbst, früh oder spät, in die Brüderschaft derer treten, welche sie lächerlich gemacht haben, und dann erfahren müssen, daß ihre Spöttereyen ihnen auf ihren Kopf vergolten werden. Ich habe fast noch keinen Weiberfeind gekannt, der nicht am Ende für seine Ungerechtigkeit gebüßt hätte.

Der Ehestand, welcher für Andre ein Segen ist, wird für einen solchen Menschen ein Strafgericht. Kongreve hat uns seinen alten Hagestolzen, mit viel Witz und Laune, als ein Beyspiel dieser Art zur Warnung aufgestellt. Kurz, diejenigen, die am ärgsten auf das weibliche Geschlecht überhaupt geschimpft haben, thun ihm sehr oft die stärkste Ehrenerklärung dadurch, daß sie eine der unwürdigsten Personen desselben zu ihrer Gesellschafterinn und Gattinn erwählen. Hymen läßt seiner Mysterien nicht ungestraft spotten, und bezahlt seine Verächter mit gleicher Münze.

Mein Freund, Wilhelm Honigseim, der in einigen Briefen, die ich neulich dem Publiko mittheilte, so unbarmherzig witzig gegen das Frauenzimmer war, hat jetzt den Damen volle Genugthuung gegeben, indem er eines Pachters Tochter geheurathet hat; eine Neuigkeit, die mit der letzten Post in unserm Klub eingelaufen ist. Unser Jurist will zuversichtlich behaupten, er habe ein Milchmädchen geheurathet; aber Wilhelm selbst gibt, in seinem Briefe an mich, der Sache doch einen etwas bessern Anstrich, und macht eine erträglichere Beschreibung von seiner jungen Frau. Ich muß gestehen, daß ich gleich

etwas Ungewöhnliches erwartete, da ich, bey Erbrechung des Briefes, sah, daß Wilhelm nicht so lustig schrieb, als sonst, indem er sein: Lieber Zuschauer, womit er mich sonst im Anfange seiner Briefe zu begrüßen pflegte, in Mein würdiger Freund verwandelt, und sich am Ende mit allen gehörigen Komplimenten unterschrieben hatte. Kurz, der lustige, der laute, der eitle Wilhelm Honigseim, welcher jede reiche Partie, wovon man seit dreyßig Jahren nur gehört hat, heurathen wollte, und mit Gunstbezeugungen von Frauenzimmern prahlte, die er nie gesehen hatte, ist endlich an ein schlechtes Landmädchen verheurathet.

Sein Brief ist das Bild eines bekehrten Wollüstlings. Der nüchterne Charakter eines Ehemanns ist mit Zügen des galanten Weltmanns durchwebt, und durch die kleinen Schnörkel von Konversationsgewäsch belebt, um derentwillen Wilhelm so oft für einen ganz allerliebsten Gesellschafter gehalten ward. Doch wir wollen ihn lieber selbst hören.

Mein würdiger Freund,

„Ich zweifle nicht, Sie, und meine übrigen Bekannten, werden sich wundern, daß ich, der ich dreyßig Jahre lang in dem Dampf und den

Galan-

Galanterien der Stadt gelebt habe, auf einmahl ein Liebhaber des Landlebens geworden bin. Wäre mein Hund von Verwalter mir nicht so, ohne Rechnung abzulegen, davon gelaufen, so steckte ich jetzt gewiß noch in Sünde und Steinkohlenrauch bis über die Ohren. Aber seit meiner letzten gezwungenen Reise auf mein Landgut, gefällt mirs hier so wohl, daß ich entschlossen bin, hier zu leben und zu sterben. Ich bin tagtäglich draußen auf meinen Feldern, und kann mich kaum erwehren, meinen Brief mit sanften Westen, grünen Schatten, Bluhmen, Wiesen und murmelnden Bächen anzufüllen. Die Einfalt der Sitten, von der ich Sie so oft reden hörte, und die sich hier in ihrer ganzen Vollkommenheit zeigt, bezaubert mich. Zum Beweise davon muß ich Sie, und durch Sie unsern ganzen Klub, benachrichtigen, daß ich vor kurzem die Tochter eines meiner Pächter geheurathet habe. Sie ist von honetten Aeltern, und hat sie gleich kein Erbtheil, so hat sie dafür einen großen Schatz von Tugend. Die natürliche Holdseligkeit und Unschuld ihres Betragens, ihre frische Gesichtsfarbe, ihr unaffektirtes Wesen und die feine Bildung ihrer Person, alles das schoß mich durch und durch, so oft ich sie sah, und verwundete mich tiefer in Kalmank, als die größte Schön-

heit

heit in der Stadt oder am Hofe je in Brokat. Kurz, sie ist ein Weib, das mir einen tüchtigen Erben für mein Gut verspricht; und kann ich durch sie meinen Kindern nicht die fälschlich so genannten Gaben der Geburt, hohe Titel und vornehme Verwandten, hinterlassen, so hoffe ich dagegen, daß sie die weit schätzbareren und wahren Gaben der Natur, starke Körper und gesunde Konstitution, von ihr erben sollen. Was eure feinen Frauenzimmer betrifft, so darf ich dir nicht erst sagen, daß ich sie kenne. Ich habe das Meinige von ihren Gunstbezeugungen genossen — doch, nichts weiter davon! Ich werde mirs künftighin angelegen seyn lassen, als ein rechtschaffener Kerl zu leben, und so zu handeln, wie es einem Hausvater gebührt. Ich weiß wohl, daß ich mir die Spöttereyen der Stadt zuziehen werde, und daß man das Liedchen vom verheuratheten Ehestandsfeinde von mir singen wird; aber darauf habe ich mich gefaßt. Zu meiner Zeit war ich ja eben so witzig über Andre. Dir die Wahrheit zu sagen, ich sah einen solchen Schwarm von modischen jungen flatternden Gecken um mich her aufschießen, daß ich meinen Posten eines Homme de ruelle nicht länger für haltbar hielt. Ich fühlte eine gewisse Steifigkeit in meinen Gliedern, welche mir das freye

leb-

lebhafte Wesen, worin ich einst Meister war, ganz zu Schanden machte. Ueberdem bin ich (denn ich darf dir jetzt mein Alter bekennen) nun schon seit länger als zwölf Jahren ein Achtundvierziger. Da mein Aufenthalt auf dem Lande eine Vakanz im Klub machen wird, so wünschte ich, daß Ihr meinen Platz mit meinem Freunde, Thomas Dapperwitz, besetzen möchtet. Er hat unendlich viel Feuer, und kennt die Stadt. Was mich betrifft, so werde ich mich, wie schon gesagt, bemühen, so zu leben, wie es einem Mann in meiner Situation geziemt, das heißt, als ein kluger Hausherr, ein guter Ehemann, ein sorgfältiger Vater (wenn sichs so fügen sollte) und als

Ihr
aufrichtigster Freund und gehorsamer
Diener,
Wilhelm Honigseim.

O.

Dreyhundert viertes Stück. (531).

Ueber die Natur der Gottheit.

Qui mare et terras variisque mundum
Temperat horis:
Unde nil maius generatur ipso,
Nec viget quicquam simile aut secundum.

Hor.

Als Simonides von dem Tyrannen Dionysius gefragt ward, was Gott sey? bat er sich einen Tag Bedenkzeit zu Beantwortung dieser Frage aus. Als der Tag verflossen war, bat er noch um zwey Tage; und als auch diese um waren, verlangte er, statt die Antwort zu geben, noch einmahl doppelt so viel Zeit, um sich darauf zu bedenken. Dieser große Dichter und Philosoph fand, daß er, je mehr er die Natur der Gottheit betrachtete, desto tiefer sich in diesen Abgrund versenkte, und sich nur immer mehr in dem Gedanken verlor, statt das Ende desselben zu finden.

Betrachten wir die Idee, welche weise Menschen sich, durch das Licht der Vernunft, von dem göttlichen Wesen gemacht haben, so läuft sie darauf hinaus; daß es alle Vollkommenheiten einer geistigen Natur besitze; und da wir keinen Begriff von irgend einer Art geistiger Vollkommenheiten haben, als von der, die wir an unsrer eignen Seele entdecken, so geben wir jeder Art dieser Vollkommenheiten Unendlichkeit, und so wird das, was eine Fähigkeit menschlicher Seelen ist, ein Attribut Gottes. Wir existiren in Raum und Zeit, die Gottheit aber erfüllt die Unermeßlichkeit des Raums mit ihrer Gegenwart, und existirt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir besitzen ein wenig Macht und ein wenig Wissenschaft, die Gottheit aber ist allmächtig und allwissend. Kurz, bloß dadurch, daß wir jeder Art von Vollkommenheit, deren wir genießen, Unendlichkeit geben, und alle diese verschiednen Arten von Vollkommenheit in Ein Wesen vereinigen, formiren wir unsre Idee von dem großen Beherrscher der Natur.

Ungeachtet jeder denkende Mensch diese Bemerkung gemacht haben muß, will ich doch auch anführen, was Locke, in seinem Versuch über den menschlichen Verstand, hierüber sagt. „Untersuchen

suchen wir die Idee, die wir von dem unbegreiflichen höchsten Wesen haben, so werden wir finden, daß wir auf eben diesem Wege zu derselben gelangen; und daß die zusammengesetzten Ideen, die wir beides von Gott und von besondern Geistern haben, aus den einfachen Ideen formirt sind, die wir durch Reflexion erhalten; zum Beispiel: da wir aus dem, was wir an uns selbst erfahren, die Ideen von Existenz und Dauer, von Erkenntniß und Macht, von Vergnügen und Glückseligkeit, und von verschiednen andern Eigenschaften und Kräften, deren Besitz besser ist, als ihr Mangel, erlangt haben; so erweitern wir, wenn wir uns die möglichst angemessene Idee vom höchsten Wesen machen wollen, jede dieser Ideen durch unsre Idee von der Unendlichkeit; und so entsteht denn, durch Verbindung derselben, unsre zusammengesetzte Idee von Gott."

Es ist nicht unmöglich, daß es noch mancherley Arten von geistiger Vollkommenheit gibt, außer denen, welche eine menschliche Seele besitzt; aber unmöglich ists, daß wir Ideen von irgend einer Art von Vollkommenheit haben können, wovon wir nicht wenigstens einige schwache Schimmer und leichte unvollkommne Züge an uns selber finden.

Es würde daher ein hoher Grad von Vermessenheit seyn, wenn man läugnen wollte, daß das höchste Wesen noch viel mehr Attribute haben könne, als die, welche in unsern Begriffen von ihm Platz finden. So viel ist gewiß, daß, wenn es irgend eine Art von geistiger Vollkommenheit gibt, wovon sich keine Spur in der menschlichen Seele findet, auch diese in ihrer ganzen Fülle der göttlichen Natur zukömmt. —

Verschiedne große Philosophen haben geglaubt, daß sich in der Seele, nach ihrer Trennung vom Körper, vielleicht neue Fähigkeiten thätig beweisen werden, welche sie jetzt, während ihrer Verbindung mit dem Körper, nicht zu äußern vermag; und ob dann diese Fähigkeiten nicht vielleicht mit andern Attributen der göttlichen Natur übereinstimmen, und uns künftig neuen Stoff zur Bewunderung und Anbetung geben werden, davon wissen wir jetzt nichts. Nur davon können und müssen wir völlig überzeugt seyn, daß, wie ich schon vorhin gesagt habe, das höchste Wesen, der große Urheber der Natur, alle mögliche Vollkommenheit, sowohl der Art, als dem Grade nach, besitzt; nähmlich nach unsrer Art uns die Sache zu denken. Ich will in Ansehung dieses Punkts

nur noch hinzusetzen, daß, wenn wir auch unsern Begriff von diesem unendlichen Wesen so hoch erhöhet haben, als es der menschlichen Seele nur möglich ist, er doch immer unendlich weit hinter dem, was es wirklich ist, zurückbleiben wird. Seine Größe hat kein Ende: das erhabenste Geschöpf, welches er geschaffen hat, ist nur fähig, ihn anzubeten; keiner, als er selbst, vermag ihn zu begreifen.

Was der Sohn Sirachs sagt, ist, in diesem Lichte betrachtet, sehr wahr und erhaben. Durch sein Wort bestehen alle Dinge. So viel wir auch sagen mögen, können wirs doch nie erreichen: kurz, er ist Alles in Allem. Wenn wir gleich alles hoch rühmen, was ists? Er ist doch viel höher, als alle seine Werke. Der Herr ist unaussprechlich groß, und seine Macht ist wunderbar. Lobet und preiset den Herrn, so hoch ihr vermöget, er ist doch noch höher; preiset ihn aus allen Kräften, und lasset nicht ab, doch werdet ihrs nie erreichen. Wer hat ihn gesehen, daß er von ihm sagen könnte? Wer kann ihn so hoch preisen, als er ist? Wir sehen das wenigste von seinen Werken; denn viel größere sind uns noch verborgen.

Ich habe hier das höchste Wesen nur nach dem Lichte der Vernunft und Philosophie betrachtet. Wollen wir es in allen Wundern seiner Gnade sehen, so müssen wir uns zur Offenbarung wenden, welche uns dasselbe nicht nur als unendlich groß und glorreich, sondern auch als unendlich gütig und gerecht in seinen Veranstaltungen gegen die Menschen darstellt. Da dieß aber Wahrheiten sind, die jeder für sich selbst betrachten muß, wiewohl sie nie genug betrachtet werden können, so will ich hier bloß jener habituellen inneren Verehrung erwähnen, die wir diesem allmächtigen Wesen erweisen sollten. Sehr oft sollten wir unsre Seele mit dem Gedanken an ihn beleben, und uns selbst vor ihm vernichten, in der Betrachtung unserer eignen Unwürdigkeit, und seiner über alles erhabenen Größe und Vollkommenheit. Dieß würde uns mit der beständigen und ununterbrochenen Ehrfurcht erfüllen, die ich hier empfehle, und die wirklich nichts anders ist, als eine Art von unablässigem Gebet und von vernünftiger Demüthigung der Seele, vor dem, der sie geschaffen hat.

Dieß würde das kräftigste Mittel seyn, allen den kleinen Samen von Stolz, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in uns zu ersticken, welcher so

gern

gern in den Gemüthern derer aufkeimt, deren Gedanken sich mehr mit den Vorzügen beschäftigen, die sie vergleichungsweise vor einigen ihrer Nebenmenschen besitzen, als mit dem unendlichen Abstande, der sich zwischen ihnen und dem höchsten Muster aller Vollkommenheit befindet. Nicht weniger würde es unser Verlangen und Bestreben anfeuern, uns mit Ihm, durch fleißige Erfüllung aller Pflichten der Religion und Tugend, zu vereinigen.

Eine solche habituelle Huldigung gegen das höchste Wesen würde auch besonders jene unter uns so herrschende Gottlosigkeit, seinen Nahmen bey den aller geringfügigsten Gelegenheiten zu mißbrauchen, gewiß verbannen.

Ich finde folgende Stelle in einer vortrefflichen Predigt, die bey der Beerdigung eines Mannes gehalten worden, der eine Ehre seines Vaterlandes, und ein so fleißiger und glücklicher Naturforscher war, als irgend einer, den unsre Nation je hervorgebracht hat. „Er hatte die tiefste Ehrfurcht vor dem großen Gott des Himmels und der Erde, die ich je bey irgend einem Menschen gefunden habe. Nie erwähnte er nur den Nahmen Gottes, ohne eine Pause zu machen, und eine merkliche Zeit im Reden inne zu halten; und hierin war er so pünktlich, daß ein Mann, der ihn über zwan-

zig Jahre aufs genauste gekannt hat, mich versichert, er erinnere sich nicht, daß er dieß ein einziges Mahl unterlassen habe."

Jedermann weiß, welch eine große Ehrfurcht die Juden einem so großen, wunderbaren und heiligen Nahmen bewiesen. Sie erlaubten sichs nicht einmahl ihn selbst in ihren religiösen Reden zu gebrauchen. Was soll man denn von denen denken, die sich eines so furchtbaren Nahmens in den gewöhnlichen Aeußerungen des Zorns, der Lustigkeit, und der nichtswürdigsten Leidenschaften bedienen? von denen, die ihn in die familiärsten Fragen und Versicherungen, in Scherzreden und launige Werke einmengen? derer nicht zu gedenken, die ihn durch feyerliche Meineide entheiligen? Es wäre ein Schimpf für die Vernunft, wenn ich mich bemühen wollte, das Abscheuliche und Gottlose eines solchen Verfahrens ins Licht zu setzen. Die bloße Erwähnung desselben ist hinlänglich, alle die mit Unwillen dagegen zu erfüllen, bey denen das Licht der Natur, ich will nicht sagen der Religion, noch nicht ganz erloschen ist.

O.

Drey=

Dreyhundert fünftes Stück. (535.)

Von thörichten Hoffnungen, nebst der Fabel vom Persischen Glashandler.

Spem longam reseces. —

Hor.

In einem meiner vorigen Blätter habe ich einige Betrachtungen über die Hoffnung überhaupt angestellt; und heute will ich mich besonders mit derjenigen eiteln und thörichten Hoffnung beschäftigen, die man oft so verkehrter Weise auf zeitliche Dinge setzt, und die eine Quelle so vieles Kummers und Unglücks für die Menschen ist.

Horaz schärft mehr als einmahl die Lehre ein, daß wir auf nichts in der Welt, was noch weit von uns entfernt ist, Hoffnungen bauen sollten. Die Kürze und Ungewißheit unsrer Lebenszeit auf Erden macht diese Art von Hoffnung unvernünftig und ungereimt. Das Grab liegt ungesehen zwi-

schen uns und dem Gegenstande, nach welchem wir die Hände ausstrecken: wo Ein Mensch es erlebt, das Gut, dem er nachstrebt, zu erlangen, da werden Zehntausende hinweggerafft, ehe sie sich ihm nähern.

Zum Unglück pflegt auch die eine Hoffnung nicht so bald in uns zu ersterben, als schon eine andre statt ihrer aufschießt. Wir bilden uns ein, daß wir glücklich und zufrieden seyn werden, wenn wir nur zum Besitz dieser oder jener besondern Güter gelangen; aber, es sey nun wegen der Leerheit derselben, oder wegen der natürlichen Unruhe der Seele, kaum haben wir den einen Punkt erreicht, so dehnen wir unsre Hoffnungen schon wieder auf einen andern aus. Immer sehen wir neue einladende Scenen und Landschaften hinter denen liegen, die vorher in der Ferne unsre Aussicht beschränkten.

Die natürlichen Folgerungen aus solchen Betrachtungen sind diese: Wir sollten uns hüten, unsre Hoffnungen gar zu weit ausschweifen zu lassen; wir sollten die Gegenstände unsrer Hoffnung gehörig abwägen, ob sie von der Art sind, daß wir vernünftiger Weise das von ihnen erwarten können, was sie in ihrem Genuß versprechen; und dann, ob wir auch ziemlich gewiß seyn können, sie

zu

zu erreichen, wenn unser Leben dazu lang genug ist. Hoffen wir auf Dinge, die gar zu weit von uns entfernt liegen, so ist es möglich, daß wir mitten in unserm Wege zu denselben durch den Tod hingerissen werden. Hoffen wir auf Dinge, deren Werth wir nicht reichlich erwogen haben, so wird unser Verdruß über die Vereitelung unsrer Erwartung größer seyn, als unser Vergnügen im Genuß derselben. Hoffen wir endlich auf etwas, das wir zu erlangen keine Wahrscheinlichkeit haben, so handeln und denken wir vergebens, und machen das Leben noch mehr zum Traum und Schatten, als es schon wirklich ist.

Viele von den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens entspringen aus unserm Mangel an Nachdenken in Ansehung eines oder aller dieser Punkte. Sie sind die Klippen, an welchen die muthighoffende Zunft der Liebhaber täglich scheitert, und an welche der Bankeruttirer, der Staatsklügling, der Alchymist und der Projektmacher zu allen Zeiten verschlagen werden. Leute von warmer Einbildungskraft und hochstrebenden Gedanken übersehen gern die Güter des Glücks, die dicht neben ihnen liegen, für Dinge, die ihnen in der Ferne ins Auge blitzen; vernachläßigen gründliche

und wesentliche Glückseligkeit für Prunk und glänzende Oberfläche; und verachten das Gute, welches sie erreichen können, gegen das, welches sie nie zu erlangen im Stande sind. Die Hoffnung legt ihre Entwürfe auf ein langes und dauerhaftes Leben an; drängt sich immer vorwärts nach eingebildeten Zielpunkten von Glückseligkeit; hascht nach Unmöglichkeiten; und verstrickt daher oft die Menschen in Betteley, Verderben und Schande.

Was ich bisher gesagt habe, mag die Moral zu einer Arabischen Fabel abgeben, die Herr Galland ins Französische übersetzt hat. Die Fabel hat eine so wilde, doch natürliche Simplicität, daß ich nicht zweifle, sie wird meinen Lesern eben so viel Vergnügen machen, als sie mir gemacht hat, und sie werden, wenn sie an die verschiednen angenehmen Entwürfe, womit die Hoffnung sie zuweilen getäuscht hat, zurückdenken, sich als nahe Verwandten des Persischen Glashändlers betrachten.

Alnaschar, sagt die Fabel, war ein unnützer fauler Kerl, der, so lange sein Vater lebte, nichts in der Welt lernen wollte. Als sein Vater starb, hinterließ er ihm etwa hundert Drachmen Persischen Geldes. Alnaschar kaufte sich für dieß Geld, um es so gut als möglich zu benutzen, Gläser, Flaschen und die feinsten Töpferwaaren.

Diese

Diese packte er in einen großen offenen Korb, setzte den Korb, in einer kleinen Bude, worin er saß, zu seinen Füßen nieder, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, und wartete so auf Käufer. Indem er nun in dieser Stellung, die Augen auf den Korb geheftet, dasaß, verlor er sich in einer höchst angenehmen Reihe von Gedanken, und einer seiner Nachbarn hörte ihn folgender Gestalt mit sich selbst sprechen: „Dieser Korb, sagte er, kostet mir bey dem Großhändler hundert Drachmen, und das ist alles, was ich in der Welt habe. Da ichs einzeln wieder verkaufe, so löse ich binnen kurzem volle zweyhundert daraus. Diese zweyhundert Drachmen werden mir nicht lange darauf vierhundert eintragen, und diese werden natürlicher Weise mit der Zeit auf vier tausend anlaufen. Aus viertausend werden eben so unfehlbar achttausend. So bald ich mir aber auf diese Weise zehntausend Drachmen erworben habe, will ich meinen Glashandel niederlegen, und Jouwelier werden. Dann werde ich also mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelsteinen handeln. Habe ich mir nun bey diesem Handel so viel Schätze gesammelt, als ich nur wünschen kann, so will ich das schönste Haus kaufen, das nur zu finden ist, und Ländereyen, Sklaven, Verschnittene und Pferde dazu. Nun

werde ich meines Lebens erst recht froh werden, und Aufsehen in der Welt machen. Doch will ichs hierbey nicht bewenden lassen, sondern meinen Handel noch so lange fortsetzen, bis ich mir hunderttausend Drachmen erworben habe. Bey einem solchen Vermögen werde ich natürlicher Weise auf den Fuß eines Fürsten leben; ich will daher um des Großveziers Tochter anhalten, ihm melden, was ich alles von der Schönheit, dem Witz, dem Verstande und andern hohen Eigenschaften seiner Tochter gehört habe, und ihn zugleich wissen lassen, daß ich Willens bin, ihm an unserm Hochzeittage ein Geschenk von tausend Goldstücken zu machen. So bald ich mit des Großveziers Tochter verheurathet bin, kaufe ich ihr zehn schwarze Verschnittene, die jüngsten und besten, die nur für Geld zu haben sind. Hiernächst muß ich bey meinem Schwiegervater in einer glänzenden Equipage und mit einem großen Gefolge von Bedienten einen Besuch abstatten. Wenn er mich dann zu seiner Rechten sitzen läßt, welches er gewiß thun wird, wäre es auch nur seiner Tochter zu Ehren, so will ich ihm die tausend Goldstücke geben, die ich ihm versprochen habe, und nachher ihm noch einen Beutel mit eben so viel überreichen. Er wird dann große Augen machen, und ich werde sagen: Sie sehen,

mein

mein Herr, daß ich ein Mann bin, der Wort hält; ich gebe immer mehr, als ich verspreche. Habe ich nun die Prinzessinn nach meinem Hause gebracht, so werde ich mirs besonders angelegen seyn lassen, sie zu einem gebührenden Respekt zu gewöhnen, ehe ich mich der Liebe und den zärtlichen Tändeleyen überlasse. Zu diesem Ende werde ich sie in ihrem Zimmer allein lassen, ihr einen kurzen Besuch machen, und nur ein Paar Worte mit ihr sprechen. Ihre Aufwärterinnen werden mir vorstellen, daß sie über meine Unfreundlichkeit ganz untröstbar ist, und mich mit Thränen bitten, ihr doch einige Liebkosungen zu machen, und sie bey mir sitzen zu lassen; aber ich werde unerbittlich bleiben, und ihr die ganze erste Nacht den Rücken zu kehren. Alsdann wird ihre Mutter kommen, und ihre Tochter zu mir bringen, indem ich auf meinem Sopha sitze. Die Tochter wird sich, mit Thränen in den Augen, mir zu Füßen werfen, und mich bitten und flehen, ihr doch meine Gunst zu schenken. Aber dann werde ich, um ihr eine recht tiefe Ehrfurcht vor meiner Person einzuprägen, meine Beine aufziehen, und ihr einen Stoß mit dem Fuße geben, daß sie einige Schritte weit von dem Sopha forttummeln soll." — Alnaschar war so voll von diesen schimärischen Vorstel-

lungen, daß er wirklich die Bewegung mit dem Fuße machte, die er eben in Gedanken hatte; zum Unglück traf er den Korb mit der zerbrechlichen Waare, die das Fundament seiner ganzen Größe war; das Glas flog weit von ihm in die Gasse, und fiel in tausend Stücke.

O.

Dreyhundert sechstes Stück. (537.)

Ueber die Würde der menschlichen Natur.

Τȣ μεν γαρ γενος εσμεν. —

ARAT.

An den Zuschauer.

Mein Herr,

Es ist gewöhnlich, daß man vornehme Personen, bey besonders wichtigen Anlässen, an ihre Herkunft und ihren Stand erinnert, und ihnen zu Gemüthe führt, zu was für Erwartungen sie ge-

boren

boren worden; damit sie nähmlich bedenken, was ihrer würdig sey, und dieser Gedanke sie von Verfolgung kleiner, verächtlicher Gegenstände abziehe, und sie zu löblichen Unternehmungen anspornen. Dieß heißt den Adel in ein Principium der Tugend verwandeln, und ihn zu einer Quelle von Verdiensten machen, indem man voraussetzt, daß er ursprünglich eine Belohnung derselben gewesen.

Aus eben demselben Grunde haben Sie vermuthlich in einigen Ihrer Blätter Ihre Leser von der **Würde der menschlichen Natur** zu überzeugen gesucht. Allein es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, daß dieß eine streitige Lehre ist. Es gibt Schriftsteller, welche die menschliche Natur in einem ganz andern Lichte ansehen, und ganze Bücher voll Maximen sind geschrieben worden, um die Falschheit aller menschlichen Tugenden zu zeigen. Die Bemerkungen, die man über diesen Gegenstand macht, haben gewöhnlicher Weise einigen Anstrich von dem Temperament und dem Charakter ihrer Urheber. Politiker wissen die glänzendsten Handlungen, die unter den Menschen verrichtet worden, in Arglist und geheime Absichten aufzulösen; andre, deren Gemühsart durch Unzufriedenheit, Abweisungen oder schlechte Begeg-

nung

nung versäuert ist, halten ihre schwarze Galle für lauter Philosophie; Leute von ausgelaßner Lebensart, und alle, die sich nicht im Stande finden, sich auf irgend eine Weise unter ihren Nebenmenschen hervorzuthun, möchten gern alles, was einen Anschein von Verdienst hat, als etwas, das ihnen Vorwürfe macht, niederreißen; und Satiriker schildern nichts, als häßliche Gestalten. Von allen diesen Händen bekommen wir also, statt wahrer Gemählde des Menschen, nur Burlesken oder Karrikaturen desselben, wo die ganze Kunst darin besteht, unter zerrütteten Verhältnissen und verzerrten Zügen irgend eine unterscheidende Aehnlichkeit beyzubehalten, jedoch immer so, daß die einnehmendste Schönheit in das scheußlichste Ungeheuer verwandelt wird.

Es ist sehr unredlich und lieblos, die besten der Menschen mit den schlimmsten in Eine Klasse zu werfen, und um der Fehler einiger Einzelnen Willen das ganze Geschlecht verächtlich zu machen. Ein solches Verfahren dient nicht nur, einem Menschen seine gute Meinung von Andern zu rauben, sondern auch jene Ehrerbietung vor sich selbst zu zerstören, die eine starke Schutzwehr der Unschuld und eine Quelle von Tugend ist.

Es ist freylich wahr, daß es ganz erstaunliche Vermischungen von Schönheit und Häßlichkeit, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster in dem menschlichen Wesen gibt; solche Ungleichheit findet man unter Unzähligen, die doch von einerley Gattung sind, ja, jedes Individuum ist, in gewissen Fällen, oder zu gewissen Zeiten, sich selbst so unähnlich, daß der Mensch das schwankendste und widersprechendste Wesen in der ganzen Schöpfung zu seyn scheint. Beym ersten Anblick scheint daher die Frage in der Moral, über die Würde der menschlichen Natur, viel ähnliches mit gewissen Fragen in der Physik zu haben, wo die Gründe auf beiden Seiten gleich stark zu seyn scheinen. Da ich aber diesen Punkt vornehmlich in Beziehung auf unsre Handlungen betrachte, so will ich hier eine ganz vortreffliche Bemerkung von Paskal entlehnen, die ihn, wie mich dünkt, in sein wahres Licht setzt.

Es ist sehr gefährlich, sagt er, dem Menschen vorzustellen, wie nahe er an die Thiere gränzt, ohne ihm zu gleicher Zeit seine G r ö ß e zu zeigen. Eben so gefährlich ists, ihn seine G r ö ß e, ohne seine N i e d r i g k e i t, sehen zu lassen. Noch gefährlicher ists, ihm keine

von beiden bekannt zu machen; sehr heilsam aber, ihn von beiden zu überzeugen. Je größere Unvollkommenheiten wir in unsrer Natur haben, desto mehr müssen Religion und Tugend sich bestreben, sie zu verbessern, so fern unser gegenwärtiger Zustand es erlaubt. Unterdeß ist es keine geringe Aufmunterung für edle Seelen, wenn sie bedenken, daß wir dieselben alle mit unsrer Sterblichkeit ablegen werden. Jener erhabne Gruß, mit dem die Juden sich ihren Königen näherten:

Ewig lebe der König!

läßt sich an den niedrigsten und verächtlichsten Menschen unter uns richten, so sehr er auch von Gebrechen und Trübsalen umringt seyn mag. Und wer die Unsterblichkeit der Seele glaubt, bedarf keines bessern Beweises für die Würde seiner Natur, noch eines stärkern Sporns zu Handlungen, die derselben gemäß sind.

Diese Bemerkung führt mich natürlich auf eine Materie, die ich schon in einem vorigen Briefe berührt habe, und nicht ohne Vergnügen erinnere ich hiebey an die Gedanken des Cicero über diesen Gegenstand, am Schluß seines Buchs über das Alter. Wer mit seinen Schriften irgend bekannt

ist, wird sich erinnern, daß der ältere Kato in dieser Abhandlung als der Redende, und Scipio und Lälius als seine Zuhörer, eingeführt werden. Dieser ehrwürdige Mann schaut hier, wie Cicero ihn schildert, gleichsam von dem Rande des höchsten Alters in ein künftiges Leben hinaus, und stellt eine erhabne Betrachtung über den unvergänglichen Theil seiner Natur und seiner Existenz nach dem Tode an. Ich will einige Stellen seiner Rede ausheben; und da Sie schon vormahls einige Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, der Vernunft und der Lehre des Christenthums gemäß, mitgetheilt haben, so zweifle ich nicht, Ihre Leser werden mit Vergnügen sehen, wie eben diese große Wahrheit in dem Pomp der Römischen Beredtsamkeit glänzt.

„Dieß, sagt Kato, ist meine feste Ueberzeugung: da die menschliche Seele eine so große Thätigkeit beweist, da sie sich des Vergangenen so lebhaft erinnert, so viel Scharfsicht in Ansehung des Zukünftigen hat, da sie mit so vielen Künsten, Wisse schaften und Entdeckungen bereichert ist, daß das Wesen, welches alles dieses besitzt, unmöglich sterblich seyn kann.

„Der ältere Cyrus spricht beym Xenophon, kurz vor seinem Tode, zu seinen Kindern: Denkt nicht, meine theuresten Kinder, daß ich, nach meinem Scheiden von euch, nicht mehr seyn werde. Erinnert euch, daß ihr auch, selbst da ich noch bey euch war, meine Seele nicht sahet; und doch waret ihr durch meine Handlungen überzeugt, daß sie in diesem meinem Körper vorhanden sey. Glaubt daher nur, daß sie noch ferner lebe, wenn sie euch gleich immer unsichtbar bleiben wird. Wie bald würden die Ehren großer Männer nach ihrem Tode vergehen, wenn ihre Seelen nichts thäten, ihren Ruhm lebendig zu erhalten? Was mich betrifft, so habe ich nie glauben können, daß die Seele nur, so lange sie in einem sterblichen Körper ist, lebe, so bald sie ihn aber verlassen hat, sterbe; oder daß sie ihr Bewußtseyn verliere, wenn sie aus einem Körper entwischt, der ohne Bewußtseyn ist. Nein, erst dann, wenn sie von aller Verbindung mit dem Körper erlöset wird, hebt ihr wahres Leben an. Auch, wenn die Natur des Menschen durch den Tod aufgelöset wird, sehen wir zwar wohl, wo die übrigen Theile derselben bleiben; denn alles kehrt dahin zu-

rück,

rück, woher es entsprungen ist; die Seele allein aber wird uns, weder wenn sie gegenwärtig ist, noch wenn sie sich entfernt hat, sichtbar. –

So weit Cyrus, und ich fahre fort: Niemand soll mich je überreden, Scipio, daß dein Vater Paulus, oder deine Großväter Paulus und Afrikanus, oder des Afrikanus Vater oder Vaterbruder, oder viele andre vortreffliche Männer, die ich nicht zu nennen brauche, so viele Thaten gethan haben würden, um ihr Andenken auf die Zukunft fortzupflanzen, wenn sie nicht überzeugt gewesen wären, daß sie der Zukunft genießen würden. Und damit ich, nach der Art alter Leute, auch ein wenig von mir selbst rühme, glaubst du, daß ich die Beschwerden so vieler mühseligen Tage und Nächte, theils zu Hause, theils im Kriege, übernommen haben würde, wenn ich mir eingebildet hätte, dieselben Gränzen, die meinem Leben gesetzt sind, würden auch meinen Ruhm beschränken? Wäre es denn nicht viel besser gewesen, ein müßiges und ruhiges Leben ohne Arbeit, ohne Anstrengung und Nacheiferung zu führen? Aber meine Seele strebte, ich weiß nicht wie, immer empor, und sah in die Zukunft hinaus, als ob es ihr

ahndete, daß sie erst dann, wann sie dieses Leben verlassen hätte, recht zu leben anfangen würde. Und wäre dieß nicht so, wären unsre Seelen nicht unsterblich, so würden gewiß nicht gerade die Besten unter den Menschen von der stärksten Begierde nach unsterblichem Ruhm getrieben werden. Was anders, als dieß, ist die Ursach, daß die weisesten Menschen mit der größten Gleichmuth, die Thoren aber mit der größten Bekümmerniß sterben? Scheint es euch nicht, daß die, deren Blick am meisten umfaßt und am weitesten schaut, voraussehen, sie werden in einen glücklichern Zustand übergehen? und daß hingegen die Blödsichtigen davon nichts inne werden? Ich wenigstens werde mich an der entzückenden Hoffnung, eure Väter zu sehen, die ich immer so sehr ehrte und liebte; und wünsche nicht nur diejenigen vortrefflichen Männer anzutreffen, die ich selbst gekannt, sondern auch die, von denen ich gehört und gelesen und selbst geschrieben habe. Auch sehne ich mich diese Reise bald anzutreten, und würde mich durch nichts in der Welt davon zurückhalten, und ein neues Leben auf Erden anzufangen überreden lassen. — O seliger Tag, da ich in jene Gesellschaft göttlicher Seelen übergehen, und

diesem

diesem Gewirre, diesem Zusammenfluß von Unflath entrinnen werde!! Denn ich komme dann nicht nur zu denen, deren ich vorhin erwähnte, sondern auch zu meinem Kato, meinem Sohn, dem besten der Menschen, ach! den ich selbst zur Erde bestattet habe, da er vielmehr mich hätte begraben sollen! Doch seine Seele hat mich nicht verlassen, sie ist mir nur vorangegangen, und schaut auf mich herab aus den Wohnungen, wo sie meiner wartet. Ich ertrug seinen Verlust mit männlicher Standhaftigkeit, nicht weil ich ungerührt war, sondern weil ich mich mit der Versicherung tröstete, daß wir nicht lange geschieden seyn würden." Ich bin ꝛc.

Dreyhundert siebentes Stück. (538.)

Von lächerlichen Uebertreibungen im Erzählen.

— — Ultra
Finem tendere opus.

HOR.

Verwunderung oder Erstaunen ist so sehr das Leben einer Erzählung, daß Jeder, der eine Gesellschaft durch Geschichtchen vergnügen will, es zu erregen sucht. Einnehmender Vortrag, geschmackvolle Wahl der Worte, gefällige Einkleidung und treffende Anordnung, alles dieses sind freylich verschönernde Grazien, aber doch nicht das, was lange die Aufmerksamkeit einer Gesellschaft fesselt, oder mit der Gewalt einer plötzlichen Leidenschaft rührt, oder den Ausbruch von Gelächter, welcher launige Einfälle begleitet, hervorzwingt. Ich habe oft gedacht, die Seele gleiche in diesem Fall einem Reisenden, welcher einen schönen Lustgarten im Vor-

Vorbeygehen betrachtet; er gesteht, daß die regelmäßig angelegte Allee sehr anmuthig sey, würde aber verdrießlich werden, wenn er sie ganz durchgehen sollte, weil der erste Anblick ihm schon alle ihre Schönheiten, von einem Ende bis zum andern, entdeckt hat.

Wie nun diese Kunst, einem Geschichtchen durch einen Anstrich von Wunderbarem, welches Erstaunen erregt, Beyfall zu verschaffen, einige Leute glücklicher Weise sehr beliebt macht, so hat sie hingegen andre, die dieß Geheimniß wußten, und es eben so zu machen gedachten, nur verächtlich gemacht. Es gibt nähmlich Leute, welche die Wahrheit vor den Kopf stoßen, anstatt uns durch die glückliche Art, sie zu erzählen, einzunehmen; welche die Gränzlinie der Wahrscheinlichkeit überspringen, damit man sehe, daß sie keine gemeinen Wege gehen, und sich nur bemühen, ihren Zuhörern das Maul aufzusperren, indem sie ihnen aller gesunden Vernunft und Physik zum Trotze, einen Haufen Unsinn aufheften, oder ihnen so viel Wunderdinge, die sie selbst erfahren haben wollen, vorschwatzen, daß am Ende keiner glauben kann, daß alles das einem einzigen Menschen habe begegnen können.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt mich eine gewisse Gesellschaft, worein ich neulich zufälliger Weise gerieth. Die Materie von Antipathien war ein schickliches Feld für diese falschen Erstaunenerreger, und es waren wirklich verschiedene zugegen, die sich alle Mühe gaben, sie aus der Chronik alter Sagen und Weibermährchen in ihr volles Licht zu setzen. Einige gaben uns, mit einem etwas gelehrten Ansehen, die wunderbaren Kräfte zu bedenken, welche die Ausflüsse des Käses auf gewisse Körper äußern, die eine Disposition haben, sie auf eine schädliche Art aufzunehmen; andre erzählten von Leuten, welche zwar wohl einen Käse sehen, aber ihn durchaus nicht riechen, oder davon essen könnten. Noch andre redten, ohne sich um Gründe zu bekümmern, von dem unüberwindlichen Widerwillen, welchen einige Magen vor einem gewissen Gericht haben sollen, so lange es ganz ist, da sie hingegen mit dem größten Appetit davon essen, so bald es zerlegt, und dadurch die Gestalt, welche ihnen Ekel machte, verändert ist. Hierauf ging es weiter zu Aehlen, dann zu Pastinaken, und so von einer Antipathie zur andern, bis wir endlich einer mit des andern Magen so mitleidig geworden waren, daß wir, als das Essen aufgetragen werden sollte, vorher nach dem Nahmen jedes Ge-

richts

nichts fragten, und hofften, es würde keinem von der Gesellschaft zuwider seyn. Als wir uns gesetzt hatten, lenkte diese gegenseitige Gefälligkeit das Gespräch von eßbaren Dingen auf andre Arten von Antipathie; und die ewige Katze, diese Plage einer jeden Unterredung dieser Art, nahm nun das ganze Gespräch ein. Dem Einen war beym Anblick derselben der Schweiß ausgebrochen; ein Andrer hatte sie gerochen, ungeachtet sie in einem weit entfernten Schenktisch versteckt gewesen war; und der, welcher die ganze Reihe dieser Histörchen krönte, erzählte, wie oft er schon vor einer Katze in Ohnmacht gefallen. Aber, setzte er endlich hinzu, um Sie völlig von meinem unüberwindlichen Abscheu vor Katzen zu überzeugen, muß ich noch einen unwiderleglichen Beweis davon anführen: Ich ging nähmlich einmahl durch eine Straße, wo ich noch nie gewesen war, und auf einmahl lief mir ein Schauer über den Leib, und mir war, als ob ich gelähmt wäre; ich wußte gar nicht, wie ich das erklären sollte, bis ich endlich von ungefähr meine Augen in die Höhe warf, und sah, daß ich unter einem Schilde wegging, worauf eine Katze gemahlt war.

Das ausschweifend Ungereimte dieses auf Erstaunenerregung abgezielten Histörchens brachte auf

ein-

einmahl das ganze Gespräch ins Stocken. Einige schwiegen, weil sie zweifelten, und Andre, weil sie in ihrer eignen Manier übertroffen waren; so daß der Erzähler Gelegenheit hatte, uns den Glauben an sein Mährchen noch weiter aufzudringen, und uns also zu zeigen, daß er nicht die Absicht gehabt, Andre lächerlich zu machen, sondern sich nur selbst lächerlich machte.

Ich gestehe gern, daß ich nicht alles, was bis dahin erzählt war, als Unwahrheit verwarf; aber ich dachte doch, einige von der Gesellschaft hätten nur die Absicht gehabt, es einander zuvorzuthun; ich stellte mir die Sache als eine Art von Wettrennen vor, worin am Ende mein guter Freund mit der Katze und dem Schilde alle übrigen hinter sich zurückgelassen hätte.

Nun dachte ich nach, wie dieß Histörchen aufgenommen worden, und sah, wie leicht es hätte für einen feinen Spott über andre angesehen werden können, wenn der Urheber nicht gegen sich selbst gearbeitet hätte. Dieß brachte mich auf die Bemerkung, daß es zwey Mittel gibt, deren Leute von guter Lebensart sich gewöhnlicher Weise bedienen, ein solches Verfahren zu züchtigen,

wenn sie es nicht für gut finden, geradezu zu widersprechen.

Das erste ist ein allgemeines Stillschweigen; und ich rathe jedem Erzähler, dieß ja nicht zu seinem Vortheil auszulegen. Es ist oft die Wirkung der Klugheit, um Streit zu vermeiden, wenn man sieht, daß ein Andrer so hitzig auf sein Ziel losrennt, daß man ihn unmöglich aufhalten kann, ohne gewaltig mit ihm zusammenzustoßen; und nur sehr selten ist es die Wirkung einfältiger Leichtgläubigkeit. Der große Haufen der Menschen ist nicht so gröblich unwissend, wie einige hoch herabsehende Köpfe sich gern einbilden möchten; und wenn etwa das Ansehen eines Erzählers, oder Höflichkeit und Liebe zum Frieden uns bewegt, unsre Meinung zu unterdrücken, so hat das doch über unsre Gedanken von ihm keine Macht. Könnte ein Mensch, welcher eine Gesellschaft durch unwahrscheinliche Dinge zu amüsiren gesucht hat, seinen Zuhörern nur ins Herz sehen, so würde er finden, daß sie denken, er halte sie für Dummköpfe, denen er leicht etwas aufbinden könne, und daß sie ihn deswegen um desto geringer schätzen. Sein Bestreben auf ihre Kosten groß zu thun, ist eine Gelegenheit zum Streit, und die Verachtung und

Gleich-

Gleichgültigkeit, womit man dieß Betragen aufnimmt, ist der Anfang seiner Strafe. In der That aber ist bloßes Stillschweigen oder geringschätzige Gleichgültigkeit (wenn man es dabey bewenden läßt) eine weit empfindlichere Kränkung, als Widersetzung, weil diese die Wirkung eines Zorns ist, der etwas von Hochachtung gegen den Gegner an sich hat, weil er immer zeigt, daß man ihn nicht gering schätzt, kurz, daß man es der Mühe werth hält, mit ihm zu streiten. Stillschweigen hingegen, oder geringschätzige Gleichgültigkeit entspringt aus einem mit Verachtung vermischten Zorn, und zeigt dem Gegner, daß man ihn für zu verächtlich hält, als daß man ihn einiger Achtung würdigen sollte.

Das andre Mittel, welches die Welt erwählt hat, die unächten Erstaunenerreger zu züchtigen, ist, solche Schwätzer mit ihren eignen Waffen zu schlagen, oder das Histörchen durch noch größere Unmöglichkeiten noch abentheurlicher zu machen, und sich dann auf eine Art für die Wahrheit desselben zu verbürgen, daß sie wohl sehen müssen, daß sie dem Gelächter bloß gegeben sind. So befand ich mich einmahl in einer Gesellschaft, wo von den Wirkungen der Furcht die Rede war. Der Eine hatte erzählt, wie einem seiner Freunde,

der zu Schiffe gewesen, da ein schrecklicher Sturm entstanden, und er alle Augenblicke vom Meere verschlungen zu werden gefürchtet, die Haare grau geworden. Ein Andrer ergriff diese Gelegenheit, ebenfalls Beyspiele von gleicher Art aus seiner eignen Erfahrung anzuführen, und zwar in solcher Menge, daß sichs gar nicht denken ließ, daß er sie selbst alle erlebt haben könnte; und da er alle diese wunderbaren Wirkungen der Furcht, der mehrern Abwechselung wegen, immer andern Ursachen zuschrieb, so schien es endlich, wenn man alles glaubte, was er sagte, fast unmöglich, daß irgend ein Mensch, welcher nur Furcht zu empfinden fähig sey, einer so gemeinen Wirkung derselben entgehen könne. Einige von der Gesellschaft hörten jetzt nicht weiter auf das, was er sprach, und andre bezeigten Lust ihm zu widersprechen; aber einer nahm eine verstellte Ernsthaftigkeit an, verwies den Uebrigen ihre Zweifelsucht, und versicherte sie, daß an dem, was der Herr erzählt habe, gar nichts Unglaubliches sey. Wie sollte die Furcht, setzte er hinzu, nicht leicht Jemanden die Haare grau machen können, da ich selbst einen gekannt habe, dem sie die Perücke grau gemacht hatte? Hierdurch machte er auf einmahl dem Geschwätz ein Ende, und heiterte die Gesellschaft wieder auf. So muß

gerade

gerade dasselbe Mittel zu unsrer Beschämung dienen, wodurch wir uns ein besonderes Ansehen zu geben gedachten. Es ist eine Art von Nachäffung, indem ein Andrer unser Betragen annimmt und unsre Rolle nachmacht, um uns unsre eigne Gestalt sehen zu lassen. Er zeigt sich uns lächerlich, damit wir uns erinnern, wie ähnlich wir ihm sehen, oder damit wir wissen sollen, er wolle sich nicht für so dumm halten lassen, daß er uns glaube. Das Gefühl von Scham über das, was wir gesagt haben, macht uns dann plötzlich stumm; und wir ärgern uns über die Meinung, welche Andre, wie wir jetzt nur zu deutlich sehen, von uns hegen. Kurz, wir verdammen uns selbst; wir sind der Gegenstand des Gelächters der Gesellschaft; die tadelsüchtige Welt freut sich über den Triumph, den wir ihr auf unsre eigne Kosten verschaffen; und die Wahrheit, welche wir beleidigt haben, wird sich nun zehnfältig an uns rächen, denn wir werden nun gewiß, durch Wiederhohlung unsers Histörchens, oft genug Andern zum Gespötte dienen müssen.

Dreyhundert achtes Stück. (543).

Einige Beweise für das Daseyn eines höchsten Wesens, besonders aus der Anatomie.

— Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen.

Diejenigen von den Alten, welche etwas von der Anatomie verstanden, schlossen aus dem äußern und innern Bau eines menschlichen Körpers, daß er das Werk eines höchst weisen und mächtigen Wesens seyn müsse. So wie die Menschen nach und nach tiefere Einsichten in diese Kunst bekamen, gaben ihre Entdeckungen ihnen auch immer neue Gelegenheiten, die Veranstaltungen der Vorsehung in der Bildung des menschlichen Körpers zu bewundern. Galenus ward durch seine Zergliederungen bekehrt, und konnte nicht umhin, bey Betrachtung eines so bewundernswürdigen Kunstwerks, ein höchstes Wesen zu erkennen. Von man-

manchen Theilen des Körpers wußten freylich die alten Anatomiker den eigentlichen Nutzen nicht; da sie aber sahen, daß die meisten von denen, welche sie untersuchten, mit bewundernswürdiger Kunst zu ihren verschiednen Verrichtungen eingerichtet waren, so zweifelten sie nicht, daß auch die, deren Nutzen sie nicht einsahen, mit gleich großer Weisheit zu gewissen Zwecken und Absichten dienen würden. Seitdem unsre neuern Zergliederer den Umlauf des Bluts entdeckt, und noch viele andre wichtige Entdeckungen gemacht haben, sehen wir neue Wunder im Bau des Menschen, und entdecken mancherley wichtige Absichten bey jenen Theilen, deren Nutzen die Alten nicht kannten. Kurz, der menschliche Körper ist ein Werk, welches die allerschärfste Prüfung aushalten kann. Sieht man gleich schon bey der flüchtigsten obenhingehenden Betrachtung, daß er mit der feinsten Weisheit gebildet ist, so gewinnt er doch immer mehr, je mehr man ihn untersucht, und erregt immer größere Bewunderung und größeres Erstaunen, je tiefer man in ihn eindringt. Was ich hier von einem menschlichen Körper gesagt habe, gilt auch von dem Körper jedes Thiers, worüber man irgend anatomische Beobachtungen angestellt hat.

Der Körper eines Thiers ist ein Gegenstand, der unsern Sinnen angemessen ist. Er ist ein besonderes System der Vorsehung, in einen kleinen Umfang eingeschränkt. Das Auge ist Herr über ihn, und kann nach und nach alle seine Theile untersuchen. Könnten wir den Körper der ganzen Erde, ja des ganzen Weltalls, solcher Gestalt der Untersuchung unsrer Sinne unterwerfen, wäre er nicht zu groß und zu disproportionirt für unsre Untersuchungen, und zu schwer und unbehülflich für die Behandlung der Hand und des Auges, so ist kein Zweifel, daß wir ihn eben so künstlich und weise gebaut und eingerichtet finden würden, als einen menschlichen Körper. Wir würden dieselbe Verknüpfung und wechselseitige Eingreifung in einander, dieselbe Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dieselbe Schönheit und Harmonie in allen und jeden seiner Theile sehen, die wir jetzt in dem Körper jedes lebendigen Geschöpfs wahrnehmen.

Je viel umfassender unsre Vernunft und je geschickter sie ist, sich mit unermeßlichen Gegenständen zu beschäftigen, desto größere Entdeckungen von Weisheit und Vorsehung macht sie auch in den Werken der Schöpfung. So kann ein Newton, dieses Wunder unsrer Zeit, ein ganzes Planeten-

system durchschauen, es nach Gewicht, Zahl und Maß betrachten, und eben so viele Beweise von unendlicher Macht und Weisheit daraus herleiten, als ein eingeschränkterer Verstand aus dem System eines menschlichen Körpers zu folgern vermag.

Doch um zu meinen anatomischen Bemerkungen zurückzukehren, so will ich hier den Bau und die Textur der thierischen Körper besonders aus Einem Gesichtspunkte betrachten, welcher, meines Erachtens, uns die Hand eines denkenden und allweisen Wesens in ihrer Bildung mit der Evidenz von tausend Demonstrationen zeigt. Wir können es, dünkt mich, als einen unstreitigen Grundsatz festsetzen, daß der Zufall nie in beständiger Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung mit sich selbst wirkt. Würfe jemand mit zehntausend Würfeln beständig dieselbe Zahl, oder träfe er mit jedem Wurf immer gerade fünfe mehr, oder fünfe weniger, als mit dem vorhergehenden, wer würde nicht glauben, daß irgend eine unsichtbare Macht den Wurf lenke? Eben dieses nun ist das Verfahren, welches wir in den Wirknugen der Natur finden. Jedes Geschlecht von Thieren unterscheidet sich durch kleine Verschiedenheiten, besonders in der Größe, deren jede eine besondere Gattung hervorbringt.

bringt. Man betrachte nur das Geschlecht der Hunde oder der Löwen, so wird man bemerken, wie viele von den Werken der Natur in mancherley verschiednen Ausgaben, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, erschienen sind. Sehen wir uns unter den Insekten und Gewürmen, oder unter den verschiednen Thiergeschlechtern um, deren Element das Wasser ist, so finden wir dieselben Wiederhohlungen unter verschiednen Gattungen, die sich fast durch nichts, als ihre Größe, unterscheiden. Ebendasselbe Geschöpf, welches zuerst im Großen gezeichnet ist, sehen wir in verschieduen Proportionen, und zuletzt in Miniatur, kopirt. Ich würde langweilig werden, wenn ich Beyspiele von diesem regelmäßigen Verfahren der Vorsehung anführen wollte, wie es denn auch für die, welche in der Naturgeschichte der Thiere bewandert sind, ganz überflüssig seyn würde. Die prächtige Harmonie ist so volltönend und weich, daß wir unzähliche Intervallen bemerken können, die alle mit demselben Grundton einklingen. Ich könnte diese Bemerkung auch auf die todten Theile der Natur ausdehnen, wo wir die Materie in mancherley ähnliche Systeme geordnet finden, wir mögen nun die Sterne und Planeten, oder die Pflanzen, Mineralien, Steine, und andre Theile

dieser sublunarischen Welt betrachten. Mit einem Worte, die Vorsehung zeigt den Reichthum ihrer Güte und Weisheit nicht nur in der Hervorbringung vieler Originalgeschlechter, sondern auch in der Menge und Mannichfaltigkeit der Nebenschößlinge, womit sie den Stamm jedes Originalgeschlechts besonders ausgeziert hat.

Verfolgen wir diesen Gedanken noch ferner, so hat jedes lebendige Geschöpf, für sich selbst betrachtet, manche sehr zusammengesetzte Theile, welche genaue Kopien gewisser andern Theile sind, die es besitzt, und die gerade auf eben die Art zusammengesetzt sind. Ein Auge wäre zur Subsistenz und Erhaltung eines Thiers hinreichend gewesen; um aber seinen Zustand zu verbessern, hat es noch eins bekommen, welches mit mathematischer Genauigkeit in derselben vortheilhaftesten Lage angebracht, und in allen Stücken von derselben Größe und Bauart ist. Ists nun möglich, daß der Zufall so äußerst künstlich und gleichförmig in seinen Wirkungen seyn kann? Träfe eine Million Würfel zweymahl hinter einander ebendieselbe Zahl, so wäre das Wunder doch nichts in Vergleichung mit diesem. Sehen wir aber diese Aehnlichkeit und Harmonie auch an dem Arm, der Hand, den Fingern

gern; sehen wir die eine Hälfte des Körpers mit der andern in allen den kleinen Zügen übereinstimmen, ohne welche ein Mensch gar wohl hätte subsistiren können; ja, sehen wir oft einen besondern Theil hundert Mahl in demselben Körper wiederhohlt, ungeachtet er aus dem verflochtensten Gewebe zahlloser Fibern besteht, und diese Theile wieder an Größe verschieden, je nachdem die Konvenienz ihrer besondern Lage es erfodert: wahrlich, so muß der eine gar seltsame Art von Verstande haben, der in einem so wunderbaren Werke den Finger Gottes nicht gewahr wird. Diese Verdoppelungen in denjenigen Theilen des Körpers, ohne welche ein Mensch gar wohl, wenn gleich nicht so gut, als mit ihnen, subsistirt haben könnte, sind ein klarer Beweis von einem allweisen Werkmeister; so wie jene zahlreichern Kopien, die man unter den Gefäßen desselben Körpers findet, offenbare Beweise sind, daß sie nicht das Werk des Zufalls seyn können. Dieß Argument bekömmt noch mehr Stärke, wenn wir es nicht nur auf jedes Thier und Insekt, das wir kennen, sondern auch auf diejenigen zahllosen lebendigen Geschöpfe anwenden, die für das menschliche Auge zu klein sind. Und wenn wir bedenken, wie die verschiednen Geschlechter in dieser ganzen Welt

der Lebendigen einander, so fern ihr besonderer Zustand von Existenz es leidet, in sehr vielen Stücken gleichen, so ist es weit wahrscheinlicher, daß hundert Millionen Würfel hundert Millionen Mahl hinter einander eben dieselbe Zahl treffen, als daß der Körper eines einzigen Thiers durch ein ungefähres Zusammentreffen der Materie hervorgebracht seyn sollte. Und daß eben dieser glückliche Zufall sich in unzähligen Fällen immer wieder ereignen sollte, erfodert einen Grad von Leichtgläubigkeit, über den der gemeine Menschenverstand nichts mehr vermag. Wir können diese Betrachtung noch weiter ausdehnen, wenn wir über die beiden Geschlechter in jeder Gattung von lebendigen Geschöpfen, ihre Aehnlichkeit mit einander, und diejenigen Unterschiede nachdenken, die zur Erhaltung dieser großen Welt der Lebendigen nothwendig waren.

Es giebt noch viel mehr Beweise für das höchste Wesen, und seine unbegreifliche Weisheit, Macht und Güte in der Bildung des Körpers eines lebendigen Geschöpfs, in Ansehung derer ich meine Leser auf andre Schriften verweise, besonders auf das sechste Buch des Gedichts: Die Schöpfung, wo die Anatomie des menschlichen

Kör=

Körpers mit großer Klarheit und Eleganz beschrieben ist. Ich habe mich über den Gedanken, welcher der Gegenstand dieses Aufsatzes ist, etwas umständlich ausgebreitet, weil er, so viel ich weiß, von Andern noch nicht abgehandelt ist.

O.

Dreyhundert neuntes Stück. (548.)

Von der sogenannten Poetischen Gerechtigkeit.

— Vitiis nemo sine nascitur, optimus ille,
Qui minimis urguetur.

HOR.

Mein Herr Zuschauer,

Ungeachtet Ihre kritischen Aufsätze, und besonders die Redlichkeit, die Sie darin beweisen, mit unter die schätzbarsten und beliebtesten Theile Ihres Werks gehören, so finde ich doch, daß Ihre

Meinung über die poetische Gerechtigkeit, die Sie in Ihren Bemerkungen über das Trauerspiel geäußert haben, von verschiednen angesehenen Kunstrichtern bestritten wird; und da Sie jetzt, wie es scheint, zu unserm großen Leidwesen, bald vom Schauplatze abtreten wollen, so hätte ich gewünscht, daß Sie sich vorher noch etwas weiter über diese Materie ausgebreitet hätten. Es ist freylich nur ein einziger Paragraph in jener Abhandlung, wer ihn aber mit eben so großer Aufmerksamkeit gelesen hat, wie ich, wird hoffentlich nichts dagegen einzuwenden finden. Indessen habe ich noch einige neue Gründe zu Verstärkung Ihrer Meinung zusammengetragen, und mich bemüht, in den Grund der Sache einzudringen. Hier haben Sie meine Gedanken, die Sie nach Belieben entweder bekannt machen, oder unterdrücken können.

„Horaz sagt in meinem Motto, alle Menschen hätten ihre Fehler, und der Unterschied unter ihnen liege bloß in dem Mehr oder Weniger derselben. Boileau fällt ebendasselbe Urtheil über unsre Weisheit, was Horaz über unsre Tugend fällt:

Tous les hommes sont fous, et, malgré leurs soins,
Ne different entre eux, que du plus et du moins.

„Einige

„Einige alte Griechische Dichter geben einer Sentenz, welche die Glückseligkeit des Menschen in diesem Leben beschreibt, dieselbe Wendung:

Το ζην αλυπως ανδρος εστιν ευτυχους.

Der ist der Glücklichste, der am wenigsten elend ist. Es wird dem feinern Leser vielleicht unterhaltend seyn, zu bemerken, wie diese drey schönen Sentenzen über verschiedne Gegenstände aus derselben Art zu denken entstanden sind. Doch ich kehre zu der ersten zurück.

„Da unsre moralische Güte nur komparativer, nicht absoluter Natur ist, so gibt es keinen Menschen, den man im strengen Verstande tugendhaft nennen könnte. Jeder hat, gleich den Metallen, von Natur einen Zusatz unedlerer Theile, wenn gleich der Eine voller von Schlacken ist, als der Andre. Aus diesem Grunde kann ich es nicht billigen, daß man einen vollkommenen oder fehlerfreyen Menschen auf die Bühne führe; nicht nur, weil ein solcher Charakter nicht leicht Mitleiden erregen kann, sondern auch, weil kein solches Geschöpf in der Natur existirt. Dieß war vermuthlich einer von den Gründen, warum der Zuschauer in einem seiner Blätter des neuerlich erfundenen Ausdrucks: poetische Gerechtigkeit, erwähnte,

und die irrigen Begriffe rügte, wozu er einige tragische Dichter verleitet hat. Der vollkommenste Mensch hat noch immer Fehler genug, um gestraft werden zu können, und die Vorsehung in Ansehung alles Unglücks, das ihn treffen mag, zu rechtfertigen. Aus diesem Grunde kann ich nicht anders, als glauben, daß die Moral und Belehrung viel feiner ist, wenn ein Mensch, der in der Hauptsache tugendhaft ist, am Ende eines Trauerspiels in Unglück geräth, und unter den Streichen des Schicksals erliegt, als wenn er ganz glücklich und triumphirend davongeht. Ein solches Beyspiel züchtigt die Vermessenheit und den Uebermuth der menschlichen Seele, erfüllt das Herz des Zuschauers mit den sanften edlen Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleidens, tröstet und beruhigt ihn über seine eignen Leiden und Trübsale, und lehrt ihn, über die Tugenden der Menschen nicht nach ihrem Glücke in der Welt zu urtheilen. Ich weiß von keinem wahren Helden in dem ganzen Alterthum, der so sehr über alle menschliche Schwachheiten erhaben wäre, daß er sich nicht in einem Trauerspiele sehr natürlich als unglücklich und leidend vorstellen ließe. Der Dichter wird immer noch irgend eine herrschende Leidenschaft oder Unbesonnenheit in seinem Charakter ausfindig machen, und dieselbe auf

eine solche Art zeigen können, daß die Götter von allem Vorwurf der Ungerechtigkeit in seinen Leiden frey bleiben. Denn, wie Horaz sagt, der Beste ist fehlerhaft, wiewohl nicht in so hohem Grade, als die, welche wir gewöhnlicher Weise Lasterhafte nennen.

„Müßte durchaus die strenge poetische Gerechtigkeit, die diese Herrn verlangen, in dieser Kunst beobachtet werden, so sehe ich keinen Grund, warum dieß Gesetz sich nicht eben sowohl auf die Epopöe, als auf das Trauerspiel erstrecken sollte. Homer aber beobachtet es so wenig, daß er seinen Achill auf den höchsten Gipfel des Ruhms und des Glücks erhebt, wiewohl sein Charakter, daß ich mich des Ausdrucks unsrer neuern Kunstrichter bediene, moralisch schlecht, und nur poetisch gut ist. Die Aeneide ist voll von unschuldigen und doch unglücklichen Personen. Nisus und Euryalus, Lausus und Pallas finden alle ein unglückliches Ende. Der Dichter erwähnt, bey Gelegenheit der Eroberung von Troja, besonders, daß auch Riphäus, der Gerechteste von allen Trojanern, umgekommen:

— Cadit et Riphaeus, iustissimus unus,
Qui fuit in Teucris, et servantissimus aequi:
Diis aliter visum est, —

„Und

„Und daß den Pantheus weder seine ausnehmende Frömmigkeit, noch der heilige Hauptschmuck Apolls, dessen Priester er war, zu schützen vermochte:

— — nec te tua plurima, Pantheu,
Labentem pietas, nec Apollinis infula texit.

„Ich könnte mich hier auf das Beyspiel der alten Tragiker, sowohl unter Griechen als Römern, berufen; da aber dieser Punkt bereits in der erwähnten Abhandlung berührt ist, so übergehe ich ihn hier mit Stillschweigen. Ich könnte Stellen aus dem Aristoteles zu Unterstützung meiner Meinung anführen, und wenn er an einem gewissen Orte sagt, ein vollkommen tugendhafter Mann sollte nicht als unglücklich vorgestellt werden, so rechtfertigt er damit keinen, der es etwa für gut finden wollte, einen vollkommen tugendhaften Mann auf die Bühne zu bringen. Diejenigen, welche mit dieses Philosophen Art zu schreiben bekannt sind, wissen wohl, daß er, um den ganzen Umfang seines Gegenstandes unter seine Abtheilungen davon zu bringen, oft Fälle annimmt, die nur eingebildet sind, und sich nicht in Ausübung bringen lassen. Er selbst erklärt, daß, in theatralischen Wettstreiten, diejenigen Tragödien, welche sich unglücklich geendigt, über die, welche einen

glück-

glücklichen Ausgang genommen, den Preis davon getragen. Und was die mehrgedachte Abhandlung des Zuschauers betrifft, so beweist sie nur (nachdem sie Gründe angeführt hat, warum dergleichen Stücke den Zuschauern mehr gefallen) daß diese überhauptgenommen vor den andern den Vorzug verdienen, gesteht aber zugleich, daß viele vortreffliche Trauerspiele von beiderley Art geschrieben worden, und noch geschrieben werden können.

„Ich schließe mit der Bemerkung, daß, obgleich der Zuschauer in so weit die Regel der poetischen Gerechtigkeit verwirft, daß er behauptet, gute Menschen dürften wohl am Ende eines Trauerspiels unglücklich werden, er doch nicht sagt, daß böse Menschen ungestraft davon kommen dürften. Der Grund dieses Unterschiedes ist sehr klar, nähmlich: die besten Menschen sind fehlerhaft genug, um die Vorsehung wegen jedes Unglücks und Leidens, das sie treffen mag, zu rechtfertigen; aber viele Menschen sind so lasterhaft, daß sie durchaus keinen Anspruch auf Glückseligkeit machen können. Die besten der Menschen können Strafe, aber die Bösesten der Menschen können unmöglich Glückseligkeit verdienen."

Dreyhundert zehntes Stück. (564.)

Wie schwer es ist, über Tugend und Laster richtig zu urtheilen.

— — — Adsit
Regula peccatis, quae poenas irroget aequas:
Ne scutica dignum horribili sectere flagello.

Hor.

Es ist das Geschäft eines Philosophen, täglich seine Leidenschaften zu bezwingen, und seine Vorurtheile abzulegen. Ich bemühe mich wenigstens, die Menschen und ihre Handlungen bloß als ein unparteyischer Zuschauer zu betrachten, ohne die geringste Rücksicht, in wie fern sie meinem eignen Privatinteresse beförderlich oder hinderlich sind. Indessen ich selbst aber so beschäftigt bin, kann ich nicht umhin zu bemerken, wie sehr die meisten Menschen sich durch Vorurtheil und Neigung blenden lassen, wie fertig sie über jeden Charakter zu entscheiden wissen, ihm mit zwey Worten das Urtheil

theil sprechen, und ihn entweder zu nichts, oder zu allem in der Welt tüchtig machen. Wer hingegen die menschliche Natur von Grund aus untersucht, wird finden, daß es viel schwerer ist, über den Werth seiner Nebenmenschen zu entscheiden, und daß ein Charakter sich nicht so in allgemeinen Worten angeben läßt. Ein vollkommen guter oder böser Mensch ist ein Ding, das auf Erden gar nicht existirt, Tugend und Laster sind bey jedem, in größerm oder geringerm Verhältniß durch einander gemischt; und sucht man nach irgend einer besondern guten Eigenschaft in ihrem höchsten Grade von Vollkommenheit, so findet man sie oft in einer Seele, wo sie durch hundert andre unregelmäßige Leidenschaften befleckt und verdunkelt wird.

Die Menschen haben entweder gar keinen Charakter, sagt ein berühmter Schriftsteller, oder den, daß sie mit sich selbst im Widerspruch sind. Sie finden es leichter, Extreme zu vereinigen, als gleichförmig und aus Einem Stücke zu seyn. Xenophon erläutert dieß durch eine schöne Geschichte in seiner Cyropädie. Cyrus, erzählt er, bekam ein sehr schönes Frauenzimmer, Nahmens Panthea, Abradatas Gemahlinn, gefangen, und übergab sie der Aufsicht des Araspes, eines vorneh-

men jungen Persers, welcher kurz vorher behauptet hatte, daß eine wahrhaftig tugendhafte Seele unmöglich eine unerlaubte Leidenschaft hegen könne. Araspes war noch nicht lange im Besitz seiner schönen Gefangenen, als Klage über ihn beym Cyrus kam, daß er nicht nur der Panthea mit Bitten zusetzte, ihn statt ihres abwesenden Gemahls zuzulassen, sondern so gar, da er auf diese Weise nichts ausrichtete, Gewalt brauchen wolle. Cyrus, der den jungen Mann liebte, ließ ihn augenblicklich zu sich kommen, hielt ihm sein Versehen auf eine gütige Art vor, und erinnerte ihn an seine vormahlige Behauptung. Araspes, von einem lebhaften Gefühl seiner Strafbarkeit und von Scham durchdrungen, brach in einen Strom von Thränen aus, und sagte:

„O Cyrus, ich bin überzeugt, daß ich zwey Seelen habe. Die Liebe hat mich diese Wahrheit gelehrt. Hätte ich nur Eine Seele, so könnte sie nicht zu gleicher Zeit nach Tugend und Laster streben, nicht eine und ebendieselbe Sache wünschen und verabscheuen. Es ist also gewiß, daß wir zwey Seelen haben: herrscht die gute Seele in mir, so unternehme ich edle und tugendhafte Handlungen; hat aber die schlechte die Oberhand, so bin ich gezwungen, Böses zu thun. Alles, was ich

jetzt sagen kann, ist, daß meine gute Seele, durch deine Gegenwart aufgemuntert, jetzt über die schlechte die Oberhand gewonnen hat."

Ich weiß nicht, ob meine Leser diesem philosophischen Einfall beystimmen werden; sollten sie es nicht thun, so müssen sie doch wenigstens bekennen, daß wir in einer und ebenderselben Seele eben so verschiedne Leidenschaften finden, als sich nur immer in zweyen annehmen lassen. Schwerlich werden wir das Leben irgend eines großen Mannes aus dem Alterthum lesen, oder einen, der sich unter unsern Zeitgenossen auszeichnet, persönlich kennen lernen, der nicht zum Beyspiel dessen, was ich gesagt habe, dienen könnte.

Wie es aber Parteylichkeit und Ungerechtigkeit ist, über einen Menschen, ein Geschöpf, das ein solches Gemisch von Tugenden und Lastern, von Guten und Bösen ist, im Ganzen genommen ein Urtheil zu fällen, so läßt sich diese Bemerkung noch weiter treiben, und auf die meisten einzelnen Handlungen desselben ausdehnen. Wögen wir, auf der einen Seite, jeden Umstand ehrlich ab, so würden wir oft finden, daß jemand genöthigt ist, eine Handlung zu thun, die wir beym ersten Anblick verdammen, um eine andre zu vermeiden, die

uns noch weit mehr würde mißfallen haben. Prüften wir hingegen solche Handlungen, deren Glanz uns am stärksten blendet, mit aller Schärfe, so würden wir sehen, daß die meisten in dem einen oder andern Stücke mangelhaft und hinkend sind, entweder aus einem bösen Ehrgeiz entspringen, oder auf einen schlechten Zweck abzielen. Eine und ebendieselbe Handlung kann oft mit so seltsamen Umständen verknüpft seyn, daß es schwer fällt zu entscheiden, ob sie belohnt oder bestraft werden sollte. Diejenigen, welche unser Englisches Gesetzbuch zusammengetragen haben, fühlten dieß so sehr, daß sie, als einen ihrer ersten Grundsätze, festsetzten: **Es sey besser, ein Uebel, als eine Inkonvenienz, zuzulassen**; oder in andern Worten: Da kein Gesetz alle Fälle umfassen und für jeden besonders sorgen könne, so sey es besser, daß einzelnen Menschen einmahl Unrecht geschehe, als daß einer öffentlichen Beschwerde nicht abgeholfen werde. Dieß ist der gewöhnliche Entschuldigungsgrund für alle die Unglücksfälle, welche besondre Personen in besondern Fällen betreffen, und die zu der Zeit, da ein Gesetz gemacht ward, nicht vorhergesehen werden konnten. Um indeß diesem Uebel, so viel als möglich, abzuhelfen, ward das Kanzleygericht angeordnet,

ordnet, welches oft, in Fällen des Eigenthums, das gemeine Gesetz einschränkt und mildert, unterdeß, in Kriminalsachen, die Krone immer die Macht hat, zu begnadigen.

Ungeachtet dessen ist es doch in großen Staaten vielleicht unmöglich, Belohnungen und Strafen genau nach Verhältniß des Verdienstes jeder Handlung auszutheilen. Sparta war freylich bewundernswürdig genau in diesem Stück; und ich erinnere mich nicht, so weit meine Belesenheit reicht, je ein so feines Beyspiel von Gerechtigkeit gefunden zu haben, als das, welches Plutarch erzählt: womit ich denn dieß Blatt beschließen will.

Sparta ward unvermuthet von einer mächtigen Thebanischen Armee angegriffen, und war in großer Gefahr, den Feinden in die Hände zu fallen. Die Bürger liefen sogleich zusammen, und fochten mit einer Entschlossenheit, die ihrer dringenden Noth gleich war; keiner aber that sich, bey dieser Gelegenheit, zum Erstaunen beider Armeen, so sehr hervor, als Isadas, des Phöbidas Sohn, der sich damahls in der Blüthe der Jugend befand, und sich durch seine schöne Bildung besonders auszeichnete. Er kam eben aus dem Bade, als der Feind in die Stadt drang, so daß er nicht Zeit

hatte, seine Kleider, geschweige seine Rüstung anzulegen; hingerissen aber von der Begierde, seinem Vaterlande in so großer Noth zu dienen, ergriff er einen Degen mit der einen und einen Speer mit der andern Hand, und stürzte sich so in die dicksten Glieder der Feinde. Nichts vermochte seiner Wuth zu widerstehen; wo er fochte, schlug er die Feinde in die Flucht, ohne selbst eine einzige Wunde zu bekommen. Ob irgend ein Gott ihn schützte, sagt Plutarch, um seine außerordentliche Tapferkeit zu belohnen, oder ob die Feinde, durch diese ungewöhnliche Erscheinung und die Schönheit seiner Bildung frappirt, ihn für mehr als einen Menschen hielten, will ich nicht entscheiden.

Die Spartaner schätzten diese Tapferkeit so hoch, daß die Ephoren, oder Häupter des Magistrats, beschlossen, daß er mit einem Ehrenkranze beschenkt werden sollte; so bald dieß aber geschehen war, verurtheilten sie ihn zu einer Geldstrafe von tausend Drachmen, weil er unbewaffnet ins Treffen gegangen war.

Dreyhundert elftes Stück. (565.)

Nächtliche Betrachtungen über die Größe, Allgegenwart und Allwissenheit Gottes.

— — Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris, coelumque profundum.

VIRG.

Ich ging gestern, bey Sonnenuntergang, im Felde spazieren, bis unvermerkt die Nacht mich überfiel. Anfangs ergetzte ich mich an der Pracht und Mannichfaltigkeit der Farben, mit denen der Abendhimmel so herrlich geschmückt war: so wie sie allmählig erbleichten und verschwanden, kamen nach und nach verschiedne Sterne und Planeten zum Vorschein, bis endlich das ganze Firmament funkelte. Das Azurblau des Himmels ward durch die Heiterkeit der Jahrszeit und die hindurchfahrenden Strahlen aller der leuchtenden Körper,

 sehr

sehr erhöhet und belebt. Die Milchstraße zeigte sich in ihrer schönsten Weiße. Das Schauspiel vollkommen zu machen, ging endlich auch der volle Mond in jener bewölkten Majestät auf, die Milton ihm beylegt, und öffnete dem Auge ein neues Gemählde der Natur, welches feiner schattirt, und in ein sanfteres Licht gesetzt war, als das, welches die Sonne uns vorher entdeckt hatte.

Indem ich den Mond betrachtete, wie er in seinem Silberglanz einherwandelte, und unter den Gestirnen fortrückte, stieg ein Gedanke in mir auf, der, wie ich glaube, Menschen von ernstem und nachdenkendem Gemüth oft verwirrt und beunruhiget. David selbst verfiel darauf, als er ausrief: Wenn ich den Himmel sehe, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitest hast: Herr! was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? Eben so, da ich das unendliche Heer von Sternen, oder philosophischer zu reden, von Sonnen, betrachtete, welches damahls auf mich herabstrahlte, nebst jenen unzähligen Chören von Planeten oder Welten, die sich um ihre Sonnen herumbewegen; da ich diese

Idee noch weiter ausdehnte, und mir einen andern Himmel von Sonnen und Welten dachte, noch erhaben über den, welchen wir erblicken, und diese wieder erleuchtet durch ein höheres Firmament voll Gestirne, die so weit von ihnen entfernt sind, daß sie ihren Bewohnern vielleicht nicht anders, als uns die Sterne, erscheinen; kurz, indem ich diesen Gedanken so verfolgte, konnte ich nicht umhin, in tiefer Demuth zu fühlen, wie klein die Figur sey, die ich in dieser Unermeßlichkeit der Werke Gottes mache.

Würde die Sonne, welche diesen unsern Theil der Schöpfung erleuchtet, mit dem ganzen Heere von Planeten und Kometen, die sich um sie her bewegen, gänzlich vertilgt und zernichtet, so würde man sie eben so wenig vermissen, als ein Körnchen Sand an der Seeküste. Der Platz, welchen sie einnehmen, ist so ausnehmend klein in Vergleichung mit dem Ganzen, daß dadurch kaum ein leerer Raum in der Schöpfung entstehen würde. Unmerklich würde die Lücke für ein Auge seyn, welches den ganzen Umfang der Natur umfassen, und von dem einen Ende der Schöpfung bis zum andern reichen könnte; wie es denn möglich ist, daß wir selbst in jenem Leben einen solchen Sinn haben

werden, oder daß andre erhabnere Geschöpfe, als wir, ihn jetzt haben. Wir sehen viele Sterne mit Hülfe der Ferngläser, die wir mit bloßen Augen nicht entdecken; und je schärfer unsre Ferngläser sind, desto mehr Entdeckungen machen wir. Huygens treibt diesen Gedanken so weit, daß er glaubt, es sey nicht unmöglich, daß es Sterne gebe, deren Licht seit ihrer Schöpfung noch nicht bis zu uns herabgekommen. Es ist wohl kein Zweifel, daß dem Weltall gewisse Gränzen gesetzt sind; bedenken wir aber, daß es das Werk der unendlichen Macht ist, die bey der Schöpfung desselben durch unendliche Güte getrieben ward, und einen unendlichen Raum, in dem sie wirken konnte, vor sich hatte, wie kann da unsre Einbildungskraft ihm irgend Gränzen setzen?

Um also zu meinem ersten Gedanken zurückzukommen: ich konnte nicht umhin, mich mit einem geheimen Grauen zu betrachten, als ein Wesen, daß nicht der geringsten Achtung dessen würdig sey, der ein so unendlich großes Werk unter seiner Aufsicht und Regierung hat. Ich fürchtete mich, von ihm unter der Unermeßlichkeit der Natur übersehen zu werden, und mich zu verlieren, unter der unabsehbaren Mannichfaltigkeit von

Geschöpfen, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch alle diese unermeßlichen Regionen der Materie umherschwärmen.

Um mich von diesem niederschlagenden Gedanken wieder zu erhohlen, bedachte ich, daß er seinen Grund bloß in den engen Begriffen hatte, die wir uns von der göttlichen Natur zu machen so geneigt sind. Wir selbst können nicht auf viele verschiedne Gegenstände zu gleicher Zeit achten. Wollen wir auf gewisse Dinge unsre Aufmerksamkeit wenden, so müssen wir nothwendig andre dagegen verabsäumen. Diese Unvollkommenheit, die wir an uns selbst bemerken, ist eine Unvollkommenheit, die gewisser Maßen auch Geschöpfen von den höchsten Fähigkeiten anklebt, in so fern sie Geschöpfe, das heißt, Wesen von endlichen und begränzten Naturen sind. Die Gegenwart jedes geschaffenen Wesens ist auf ein gewisses Maß des Raums eingeschränkt, und folglich kann seine Beobachtung sich nicht über eine gewisse Anzahl von Gegenständen hinauserstrecken. Die Sphäre, in welcher wir uns bewegen und handeln und denken, ist von weiterem Umfange für das eine Geschöpf, als für das andre, je nach dem wir auf der Stufenleiter der Existenz eins über das andre erhaben sind.

Die

Die weiteste dieser Sphären aber hat doch immer ihren Umfang. Wenn wir daher über die göttliche Natur nachdenken, so sind wir an diese Unvollkommenheit in uns selbst so sehr gewöhnt, daß wir es nicht lassen können, sie gewisser Maßen auch demjenigen zuzuschreiben, in welchem sich kein Schatten, keine Unvollkommenheit findet. Unsre Vernunft versichert uns freylich, daß seine Eigenschaften unendlich sind; aber die Armuth unsrer Begriffe ist so groß, daß wir nicht umhin können, allem, was wir betrachten, Gränzen zu setzen, bis endlich unsre Vernunft uns wieder zu Hülfe kömmt, und alle die kleinen Vorurtheile umstürzt, die unvermuthet in uns aufsteigen und der Seele des Menschen natürlich sind.

Wir werden daher diesen melancholischen Gedanken gänzlich verbannen, als ob wir von unserm Schöpfer übersehen werden könnten unter der vielfachen Menge seiner Werke und der Unendlichkeit der Gegenstände, mit denen er unaufhörlich beschäftigt zu seyn scheint, wenn wir nähmlich bedenken, fürs erste, daß er allgegenwärtig, und fürs zweyte, daß er allwissend ist.

Betrachten wir ihn in seiner Allgegenwart, so durchdringt, belebt und erhält sein Wesen das

ganze

ganze Gebäude der Natur. Seine Schöpfung, und jeder Theil derselben ist voll von ihm. Nichts ist vorhanden von allem, was er gemacht hat, so entfernt, so klein und unbeträchtlich es auch sey, das er nicht wesentlich bewohnt. Seine Substanz ist im Innern der Substanz jedes Wesens, es sey materiell oder immateriell, und ihm eben so innig gegenwärtig, als es sich selbst ist. Es würde eine Unvollkommenheit in ihm seyn, wenn es ihm möglich wäre, sich von dem einen Orte an einen andern zu begeben, oder sich von irgend einem Dinge, das er geschaffen hat, oder aus irgend einem Theile des Raums, der sich durch die Unendlichkeit verbreitet, zu entfernen. Kurz, daß ich mich in der Sprache des alten Philosophen ausdrücke, er ist ein Wesen, dessen Mittelpunkt allenthalben, und dessen Umfang nirgends ist.

Fürs zweyte ist er sowohl allwissend, als allgegenwärtig. In der That ist seine Allwissenheit eine nothwendige und natürliche Folge seiner Allgegenwart; er kann nicht anders, als jede Bewegung wissen, die in der materiellen Welt vorgeht, die er so wesentlich durchdringt, und jeden Gedanken, der sich in der intellektuellen Welt regt, mit welcher er in allen ihren Theilen so innig ver-

bun-

bunden ist. Verschiedne Moralisten haben die Schöpfung als den Tempel Gottes betrachtet, von seinen eignen Händen gebaut, und stets voll von seiner Gegenwart. Andre haben sich den unendlichen Raum als das Behältniß, oder vielmehr die Wohnung des Allmächtigen vorgestellt. Die edelste und erhabenste Art aber, diesen unendlichen Raum zu betrachten, ist ohne Zweifel die Idee des Newton, welcher ihn das Sensorium der Gottheit nennt. Thiere und Menschen haben ihre Sensoriola, oder kleinen Sensoria, vermittelst welcher sie die Gegenwart und die Handlungen einiger wenigen Gegenstände, die ihnen nahe liegen, wahrnehmen. Ihre Kenntniß und Beobachtung dreht sich in einem sehr engen Zirkel herum. Da aber Gott der Allmächtige jedes Ding, in welchem er wohnt, nothwendig wahrnehmen und kennen muß, so gebiert der unendliche Raum auch unendliche Wissenschaft, und ist gleichsam ein Organ der Allwissenheit.

Wäre die Seele vom Körper getrennt, und führe mit der Schnelligkeit des Gedankens über die Gränzen der Schöpfung hinaus, setzte sie so Millionen Jahre, mit gleicher Schnelligkeit

ihren

ihren Flug durch den unendlichen Raum fort, immer würde sie sich doch in den Armen ihres Schöpfers befinden, rings umgeben von der Unermeßlichkeit der Gottheit. So lange wir noch im Körper sind, ist er uns darum nicht minder gegenwärtig, weil er uns verborgen ist. O daß ich wüßte, wo ich ihn finden möchte! sagt Hiob; siehe, ich gehe vorwärts, aber er ist nicht da: ich gehe zurück, aber ich spüre ihn nicht. Ist er zur Linken, so greife ich ihn nicht; verbirget er sich zur Rechten, so sehe ich ihn nicht. Kurz, Vernunft sowohl, als Offenbarung, versichern uns, daß er nicht abwesend von uns seyn kann, ungeachtet wir ihn nicht wahrnehmen.

In dieser Betrachtung der Allgegenwart und Allwissenheit Gottes verschwindet jeder trostlose Gedanke. Er kann nicht anders, als auf jedes Ding achten, dem er das Daseyn gegeben hat, besonders auf diejenigen unter seinen Geschöpfen, welche fürchten, daß er nicht auf sie achte. Er weiß um alle ihre geheimsten Gedanken, besonders um diese Aengstlichkeit, von der sie sich in diesem Falle so leicht beunruhigen lassen. Denn, wie es unmöglich ist, daß er irgend eines seiner

Geschöpfe

Geschöpfe übersehe, so können wir versichert seyn, daß er mit einem vorzüglich gnädigen Auge auf diejenigen herabblickt, die sich seiner Bemerkung zu empfehlen suchen, und in unverstellter Demuth des Herzens sich für unwürdig halten, daß er ihrer gedenken sollte.

O.

Dreyhundert zwölftes Stück. (569.)

Von der Trunkenheit.

Reges dicuntur multis urguere culullis
Et torquere mero, quem perspexisse laborant,
An sit amicitia dignus. —

Hor.

Keine Laster sind so unheilbar, als die, in welchen die Menschen eine Ehre suchen. Man muß sich wundern, wie es kömmt, daß die Trunkenheit das Glück hat, eines von dieser Zahl zu seyn. Als Anacharsis, da er in Korinth war, zu einem

Wett-

Wettstreit im Trinken eingeladen ward, verlangte er auf eine sehr launige Weise den Preis, weil er zuerst von der ganzen Gesellschaft betrunken war; denn, sagte er, wenn wir ein Wettrennen halten, ertheilen wir nicht dem die Belohnung, welcher zuerst das Ziel erreicht? In unsrer durstigen Generation hingegen, wird dem die Ehre zu Theil, der die größte Quantität starker Getränke verschlingen und die übrigen niedertrinken kann. Ich war neulich mit dem ehrbaren *Herrn Wilhelm Trichter*, den West-Sachsen in Gesellschaft, welcher uns vorrechnete, wie viel Getränk in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens durch seine Gurgel gegangen; es betrug, seiner Berechnung nach, nicht weniger, als drey und zwanzig Oxhöfte Oktoberbier, vier Tonnen Porter, ein halbes Fäßchen Halbbier, neunzehn Fässer Cider, und drey Gläser Champagner. Außerdem hatte er vierhundert Schalen Punsch austrinken helfen; der unzähligen Schlückchen, Schnäpschen und Magenstärkungen nicht zu gedenken. Ich zweifle nicht, meines Lesers Gedächtniß wird ihn an verschiedne ehrgeizige junge Herrn erinnern, die in diesem Stück nicht minder eitel sind, als *Herr Wilhelm Trichter*, und sich eben so glorreicher Thaten rühmen können.

Unsre neueren Philosophen bemerken eine allgemeine Abnahme der Feuchtigkeiten des Erdbodens. Sie schreiben dieselbe vornehmlich dem Wachsthum der Vegetabilien zu, welche ihrer Substanz viele flüssige Körper einverleiben, die hernach nie zu ihrer ersten Natur zurückkehren. Mit ihrer Erlaubniß aber dünkt mich, sie sollten auch die unzähligen vernünftigen Geschöpfe in Anschlag bringen, welche ihre vornehmste Nahrung aus Flüssigkeiten ziehen, besonders wenn man bedenkt, daß die Menschen in Vergleichung mit ihren Nebengeschöpfen, viel mehr trinken, als eigentlich auf ihren Antheil fällt.

So hoch indeß diese Gattung von Leuten von sich selbst denken mag, so ist doch wahrlich ein betrunkener Mensch ein ärgeres Monstrum, als irgend eines unter allen Geschöpfen, die Gott gemacht hat; und wirklich giebt es keinen Charakter, der in den Augen aller vernünftigen Menschen verächtlicher und abscheulicher wäre, als der Charakter eines Trunkenboldes. Bonosus, einer unsrer alten Landsleute, der diesem Laster ergeben war, hatte sich empört, um einen Theil des Römischen Reichs an sich zu reißen, ward aber in einem Haupttreffen geschlagen, und erhängte sich.

Als die Armee ihn in diesem traurigen Zustande sah, spottete man doch über ihn, so tapfer er sich auch gehalten hatte, und sagte: Das Ding, was da am Baume hängt, ist kein Mensch sondern eine Flasche.

Sehr verderblich sind die Wirkungen dieses Lasters auf die Seele, den Körper und das Vermögen dessen, der ihm ergeben ist.

Was die Seele betrifft, so entdeckt es, fürs erste, jeden Flecken in derselben. Der Nüchterne kann das Laster oder die Thorheit, wozu er am meisten geneigt ist, durch die Stärke der Vernunft im Zaum halten und unterdrücken; der Wein aber macht, daß jeder verborgene Samen in der Seele hervorsproßt und ans Tageslicht kömmt; er gibt den Leidenschaften Wuth, und den Gegenständen, wodurch sie erregt werden können, unwiderstehliche Gewalt. Ein junger Mann beklagte sich gegen einen alten Philosophen, daß seine Frau nicht schön sey: Thue weniger Wasser zu deinem Wein, sagte der Philosoph, so wirst du sie bald schön finden. Der Wein erhöhet Gleichgültigkeit zur Liebe, Liebe zur Eifersucht, und Eifersucht zur Raserey. Er verwandelt oft den verständigen Menschen in einen Idioten, und den Cholerischen in einen Banditen. Er gibt dem

Unwillen Bitterkeit, macht die Eitelkeit unerträglich, und stellt jeden kleinen Fehler der Seele in seiner häßlichsten Gestalt dar.

Auch verräth dieß Laster nicht nur die verborgenen Fehler eines Menschen, und zeigt sie in den gehässigsten Farben, sondern es veranlaßt auch oft Fehler, denen er von Natur nicht unterworfen ist. Der Gedanke des Seneka: daß die Trunkenheit die Fehler nicht hervorbringe, sondern nur entdecke, ist mehr schön gesagt, als wahr. Der Wein setzt einen Menschen außer sich selbst, und flößt der Seele Eigenschaften ein, von denen sie in ihren nüchternen Augenblicken nichts weiß. Der Mann, mit dem ihr euch nach der dritten Flasche unterhaltet, ist nicht derselbe mehr, der sich anfangs mit euch zu Tische setzte. Diese Wahrheit veranlaßte eine der schönsten Sentenzen, die ich je gefunden habe, und die dem Publius Syrus, zugeschrieben wird: Qui ebrium ludificat, laedit absentem. **Wer eines Trunkenen spottet, beleidigt einen Abwesenden.**

So arbeitet also die Trunkenheit der Vernunft geradezu entgegen, als deren Amt es ist, die Seele von jedem Laster, das sich in sie eingeschlichen

hat,

hat, zu reinigen, und sie vor der Annäherung jedes neuen, das sich etwa einzuschleichen sucht, sorgfältig zu verwahren. Aber außer diesen bösen Wirkungen dieses Lasters auf den Menschen, zu der Zeit, da er wirklich seiner Herrschaft unterworfen ist, hat es auch selbst in seinen nüchternen Augenblicken einen bösen Einfluß auf seine Seele, indem es den Verstand unvermerkt schwächt, das Gedächtniß verderbt, und die Fehler, die durch öftere Ausschweifungen hervorgebracht werden, zur andern Natur macht.

Von den übeln Wirkungen dieses Lasters auf den Körper und das Vermögen eines Menschen, werde ich in einem meiner künftigen Blätter reden.

G.

Dreyhundert dreyzehntes Stück.
(571.)

Ueber die Allgegenwart Gottes.

— Coelum quid quaerimus ultra?

LUC.

Da das Werk, welches ich unternommen habe, nicht nur zu launigen und gelehrten, sondern auch zu moralischen und theologischen Aufsätzen bestimmt ist, so mache ich mit Vergnügen auch den folgenden Aufsatz bekannt, der durch eines meiner vorigen Blätter veranlaßt, und mir von einem meiner besten Freunde zugeschickt ist. Ich zweifle nicht, er wird denen unter meinen Lesern sehr gefallen, die es für keine Entehrung ihres Verstandes halten, sich zuweilen einem ernsthaften Gedanken zu überlassen.

Mein

Mein Herr,

In ihrem letzten Freytagsblatt nahmen Sie Gelegenheit, die Allgegenwart Gottes zu betrachten, und zugleich zu zeigen, daß er, da er jedem Dinge zugegen ist, nothwendig auf jedes Ding aufmerksam seyn, und von allen Arten und Theilen seiner Existenz die vollkommenste Wissenschaft haben muß; oder, in andern Worten, daß seine Allwissenheit und Allgegenwart koexistent sind, und sich zusammen durch die ganze Unendlichkeit des Raums verbreiten. Diese Betrachtung ist ein reicher Quell von Antrieben zur Frömmigkeit, und Bewegungsgründen zu einem tugendhaften Verhalten; da aber diese Materie bereits von vielen vortrefflichen Schriftstellern abgehandelt ist, so will ich sie bloß in einem Lichte betrachten, worin sie von andern, so viel ich weiß, noch nicht gezeigt worden.

Fürs erste, wie trostlos ist der Zustand eines intellektuellen Wesens, welches solcher Gestalt seinem Schöpfer gegenwärtig ist, zu gleicher Zeit aber keiner außerordentlichen Wohlthaten von dieser seiner Gegenwart genießt!

Fürs zweyte, wie bedaurenswürdig ist der Zustand eines intellektuellen Wesens, welches keine

andern Wirkungen von dieser seiner Gegenwart fühlt, als solche, die aus dem göttlichen Zorn und Unwillen entspringen!

Fürs dritte, wie selig ist der Zustand desjenigen intellektuellen Wesens, welches sich der Gegenwart seines Schöpfers durch die geheimen Wirkungen seiner Gnade und liebevollen Güte bewußt ist!

Fürs erste: Wie trostlos ist der Zustand eines intellektuellen Wesens, welches solcher Gestalt seinem Schöpfer gegenwärtig ist, dabey aber keiner außerordentlichen Wohlthaten oder Vortheile von dieser seiner Gegenwart genießt! Jedes Theilchen der Materie wird durch dieses allmächtige Wesen, welches dasselbe durchdringet, in Thätigkeit gesetzt. Die Himmel und die Erde, die Sonnen und die Planeten haben ihre Bewegung und Gravitation von diesem großen in ihnen verborgenen Principio. Alle todten Theile der Natur werden durch die Gegenwart ihres Schöpfers belebt und fähig gemacht, ihre besondern Eigenschaften zu äußern. Die verschiednen Instinkte in der thierischen Schöpfung wirken gleichfalls, vermöge dieser göttlichen Kraft, zu denen verschiedenen Zwecken, die ihnen gemäß sind. Nur der Mensch allein, welcher mit seinem heiligen Geiste nicht mitwirket,

wirket, und auf seine Gegenwart nicht achtet, empfängt keine der Vortheile von derselben, die zur Verherrlichung seiner Natur abzwecken, und zu seinem Wohlseyn nothwendig sind. Die Gottheit ist bey ihm und in ihm, und allenthalben um ihn, aber von gar keinem Nutzen für ihn. Für einen Menschen ohne Religion ist es eben so, als ob gar kein Gott in der Welt wäre. Freylich ists einem unendlichen Wesen unmöglich, sich von irgend einem seiner Geschöpfe zu entfernen; allein, ungeachtet er uns seine Gegenwart nicht entziehen kann, als welches eine Unvollkommenheit seyn würde, so kann er uns doch alle Freuden und Tröstungen derselben entziehen. Seine Gegenwart mag vielleicht nöthig seyn, um uns in unsrer Existenz zu erhalten; aber er kann diese unsre Existenz, in Ansehung ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit, sich selbst überlassen. In diesem Sinne kann er uns von seinem Angesicht, oder aus seiner Gegenwart verstoßen, und seinen heiligen Geist von uns nehmen. Diese einzige Betrachtung, sollte man denken, müßte uns allein hinreichend antreiben, unser Herz allen den Einflüssen von Freude und Wonne zu öffnen, die uns so sehr nahe, und immer so bereit sind, in uns überzuströmen; besonders, wenn wir, fürs zweyte, bedenken, wie

bedaurenswürdig der Zustand eines intellektuellen Wesens ist, welches keine andern Wirkungen der Gegenwart seines Schöpfers fühlt, als solche, die aus dem göttlichen Zorn und Unwillen entspringen.

Wir können versichert seyn, daß der große Urheber der Natur sich nicht immer so verhalten wird, als wäre er gleichgültig gegen irgend eines seiner Geschöpfe. Wer ihn nicht in seiner Liebe fühlen will, wird ihn sicherlich am Ende in seinem Mißfallen fühlen müssen. Und wie schrecklich ist der Zustand eines Geschöpfs, welches das Daseyn seines Schöpfers nur aus dem erfährt, was es von ihm leiden muß! Er ist eben so wesentlich gegenwärtig in der Hölle, als im Himmel; aber die Bewohner jener unseligen Oerter sehen ihn nur in seinem Zorn, und schaudern in die Flammen zurück, um sich vor ihm zu verbergen. Es übersteigt die Kräfte der Einbildungskraft, sich die furchtbaren Wirkungen der zürnenden Allmacht vorzustellen.

Doch, ich will hier nur das Elend eines intellektuellen Wesens betrachten, welches in diesem Leben dem Mißfallen dessen unterworfen ist, der zu allen Zeiten und an allen Orten aufs innigste mit ihm verbunden ist. Er ist fähig die Seele in

allen ihren Fähigkeiten und Kräften zu beunruhigen und zu quälen. Er kann machen, daß keine von den größten Freuden des Lebens uns erquicken kann, und jeder seiner kleinsten Trübsale zehnfache Kraft uns zu peinigen geben. Wer kann denn den Gedanken ertragen, aus seiner Gegenwart, das heißt, von allen Freuden und Tröstungen derselben, verstoßen zu seyn, oder sie nur in ihren Schrecken zu fühlen? Wie rührend ist jene Klage Hiobs, da er sich zur Prüfung seiner Geduld, als einen Menschen betrachten mußte, der sich in diesem bedaurenswürdigen Zustande befand. *Warum setzest du mich wider dich, daß ich mir selbst eine Last bin?* Aber Drittens, wie selig ist der Zustand desjenigen intellektuellen Wesens, welches sich der Gegenwart seines Schöpfers durch die geheimen Wirkungen seiner Gnade und liebevollen Güte bewußt ist!

Die Seligen im Himmel schauen ihn von Angesicht zu Angesicht, das heißt, sie sind sich seiner Gegenwart eben so anschauend bewußt, als wir der Gegenwart eines Menschen, den wir mit Augen sehen. Unstreitig besitzen die Geister ein Vermögen, vermittelst dessen sie sich einander, wie unsre Sinne materielle Gegenstände, wahrnehmen;

und ohne Zweifel werden unsre Seelen, wenn sie vom Leibe befreyt, oder in verklärte Körper versetzt sind, kraft dieses Vermögens, in welchem Theile des Raums sie sich auch aufhalten, immer ein anschauendes Bewußtseyn von der göttlichen Gegenwart haben. Wir, die wir mit dieser Hülle von Fleisch bekleidet sind, welche uns die Geisterwelt verbirgt, müssen uns begnügen aus den Wirkungen, die der Geist Gottes in uns hervorbringt, auf seine Gegenwart zu schließen. Unsre äußern Sinne sind zu grob, ihn wahrzunehmen; gleichwohl können wir schmecken und fühlen, wie freundlich er ist, durch seinen Einfluß auf unsre Seele, durch jene tugendhaften Gedanken, die er in uns erweckt, durch jene geheimen Tröstungen und Erquickungen, die er unserm Herzen eingießt, und jene entzückenden Freuden, jene innere Beruhigung und Zufriedenheit, die in der Seele guter Menschen unaufhörlich hervorquellen, und sich durch alle ihre Gedanken verbreiten. Er wohnt in unserm innersten Wesen, und ist gleichsam eine Seele in der Seele, ihren Verstand zu erleuchten, ihren Willen zu verbessern, ihre Leidenschaften zu reinigen, und alle Kräfte des Menschen zu beleben. Wie selig also ist nicht ein Mensch, der durch Gebet und Betrachtung, durch Tugend

und

und gute Werke, diese Gemeinschaft zwischen Gott und seiner Seele eröffnet. Zürnet gleich die ganze Schöpfung gegen ihn, ist gleich die ganze Natur schwarz und finster um ihn her, so hat er sein Licht und seine Stütze in sich selbst; und diese sind mehr als vermögend, seine Seele aufzuheitern, ihn aufrecht zu halten mitten unter allen den Schrecknissen, die ihn umringen. Er weiß, daß sein Helfer ihm nahe, und immer näher ist, als alles, was ihn irgend zu schrecken oder zu verletzen vermag. Mitten unter Verleumdung oder Verachtung, achtet er nur auf das Wesen, welches seiner Seele bessere Dinge zulispelt, und welches er als seinen Schutz, seinen Ruhm und mächtigen Trost betrachtet. In seiner tiefsten Einsamkeit weiß er, daß er mit dem Größten der Wesen in Gesellschaft ist, und genießt in sich selbst solche reelle Empfindungen seiner Gegenwart, die ihm mehr Wonne gewähren, als alles, was in dem Umgange seiner Geschöpfe irgend zu finden ist. Selbst in der Stunde des Todes betrachtet er die Schmerzen seiner Auflösung bloß als die Einreißung der Scheidewand, die zwischen seiner Seele und dem Anschauen desjenigen Wesens steht, welches ihm immer gegenwärtig, und nun im Begriff ist, sich ihm in der Fülle der Freuden zu offenbaren.

Wenn wir aber zu dieser Seligkeit gelangen, und uns solcher Gestalt der Gegenwart unsers Schöpfers, durch die geheimen Wirkungen seiner Gnade und Liebe, bewußt seyn wollen, so müssen wir so über alle unsre Gedanken wachen, daß, in der Sprache der Schrift zu reden, seine Seele Wohlgefallen an uns habe. Wir müssen uns sorgfältig hüten, seinen heiligen Geist nicht zu betrüben, und uns bemühen, alles Dichten und Trachten unsers *Herzens ihm immer gefällig zu machen*, damit er seine Lust daran habe, *auf solche Weise in uns zu wohnen*. Das bloße Licht der Natur führte den Seneka auf diese merkwürdige Lehre, die er in einem seiner Briefe vorträgt: Sacer ineſt in nobis ſpiritus, bonorum malorumque cuſtos et obſervator, et quemadmodum nos illum tractamus, ita et ille nos. **Ein heiliger Geist wohnet in uns, der die Guten und die Bösen bewachet und beobachtet, und eben so wie wir ihm begegnen, begegnet er auch uns.** Ich beschließe diese Betrachtung mit den noch nachdrücklichern Worten der göttlichen Offenbarung; **Wer mich liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Wohnung bey ihm machen.** O.

Dreyhundert vierzehntes Stück.
(574.)
Ueber die Genügsamkeit.

Non possidentem multa vocaveris
Recte beatum, rectius occupat
Nomen beati, qui Deorum
Muneribus sapienter uti,
Duramque callet pauperiem pati.

Hor.

Ich sprach einmahl mit einem Rosenkreuzer über das sogenannte große Geheimniß. Da diese Art Leute (ich meine die von ihnen, welche nicht erklärte Betrüger sind) bis über die Ohren in einem Gemisch von Schwärmerey und Philosophie stecken, so war es gar lustig anzuhören, wie dieser religiöse Adept über seine vorgebliche Entdeckung deklamirte. Er redte von dem Geheimniß, wie von einem Geist, der in einem Schmaragd lebe, und alles, was sich ihm nähere, zu seiner höchst-

höchstmöglichen Vollkommenheit veredle. Der Sonne, sagte er, gibt es Glanz, und dem Diamanten Feuer. Es durchstrahlt jedes Metall, und bereichert das Bley mit allen Eigenschaften des Goldes. Es erhöhet Rauch zu Flamme, Flamme zu Licht, und Licht zu Glorie. Ein einziger Strahl desselben, setzte er hinzu, verbannet Schmerz und Sorgen und Gram aus der Seele des Menschen, welchen er trifft. Kurz, seine bloße Gegenwart verwandelt jeden Ort in eine Art von Himmel. Nachdem er noch eine Zeitlang in diesem unverständlichen Tone fortgeschwatzt hatte, fand ich endlich, daß er physische und moralische Ideen in Einem Athem durch einander warf, und daß sein großes Geheimniß nichts anders war, als Genügsamkeit.

In der That bringt diese Tugend gewisser Maßen alle die Wirkungen hervor, die der Alchymist gemeiniglich seinem so genannten Steine der Weisen zuschreibt; und macht sie uns nicht reich, so thut sie doch eben so viel, indem sie die Begierde nach Reichthümern verbannt. Kann sie die Leiden, die aus dem Gemüth, dem Körper oder den Vermögensumständen eines Menschen entspringen, nicht wegschaffen, so macht sie ihn doch ruhig bey den=

denselben. Sie äußert den wohlthätigsten Einfluß auf die Seele des Menschen, in Ansehung jedes Wesens, mit dem er im Verhältniß steht. Sie vertilgt alles Murren, alles Widerstreben, alle Undankbarkeit gegen den, der ihm seine Rolle in dieser Welt angewiesen hat. Sie zerstört allen ungeordneten Ehrgeiz, jeden Hang zur Bestechung, in Ansehung des gemeinen Wesens, welchem er einverleibt ist. Sie ertheilt Annehmlichkeit seinem Umgange, und beständige Heiterkeit allen seinen Gedanken.

Von den vielen Mitteln, die man gebrauchen kann, um sich diese Tugend zu erwerben, will ich nur der beiden folgenden erwähnen. Fürs erste sollte man immer bedenken, wie viel mehr man hat, als man bedarf; und fürs zweyte, wie viel unglücklicher man seyn könnte, als man wirklich ist.

Fürs erste also: Man sollte immer bedenken, wie viel mehr man hat, als man bedarf. Mir gefällt die Antwort außerordentlich, die Aristipp einem Menschen gab, der ihm sein Beyleid über den Verlust eines Landguts bezeugte: **Ey, sagte er, ich habe ja noch drey Landgüter, und Sie haben nur eins; ich sollte also vielmehr Sie beklagen, als Sie mich.** Thörichte Leute hin-

hingegen bedenken mehr, was sie verloren haben, als was sie besitzen, und sehen mehr auf die, welche reicher, als auf die, welche in bedrängtern Umständen sind, als sie. Alle wahren Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens liegen in einem sehr kleinen Zirkel; aber die Menschen haben leider die närrische Grille, daß sie immer über denselben hinausschauen, und sich quälen und zerarbeiten, um den einzuhohlen, der ihnen an Reichthum und Ehren den Vorsprung abgewonnen hat. Da nun keiner *eigentlich reich genannt* werden kann, der nicht mehr hat, als er bedarf, so gibt es, aus jenem Grunde, unter verfeinerten Nationen, wenig Reiche, außer unter Leuten vom Mittelstande, die ihre Wünsche nicht über die Gränzen ihres Vermögens ausdehnen, und mehr Reichthümer haben, als sie zu genießen wissen. Menschen von höherem Range leben in einer Art von glänzender Armuth, und sind immer dürftig, weil sie, anstatt sich an den wahren und reellen Vergnügungen des Lebens zu begnügen, es immer einander an Schatten und Schein zuvorzuthun suchen. Vernünftige Leute haben zu allen Zeiten dieß alberne Gaukelspiel, das über ihren Köpfen getrieben wird, mit nicht geringer Belustigung angesehen, unterdeß sie selbst ihre Begierden ein-

schränken, und aller der innern Zufriedenheit genießen, welcher andre immer nur nachjagen. In der That kann man diese kindische Jacht nach eingebildeten Vergnügungen nicht genug lächerlich machen, da sie die große Quelle aller der Uebel ist, die gewöhnlicher Weise eine Nation zu Grunde richten. Das Vermögen eines Menschen sey so groß, als es wolle, so ist er arm, wenn er sich nicht in den Gränzen desselben hält, und gibt sich natürlicher Weise jedem feil, der ihn nur auskaufen kann. Als dem Pittakus, nach dem Tode seines Bruders, der ihm ein gutes Vermögen hinterlassen hatte, von dem Könige der Lydier eine große Summe Geldes angeboten wurde, dankte er für die Gnade, verbat sie aber, weil er, wie er sagte, schon über die Hälfte mehr habe, als er zu gebrauchen wisse. Kurz, Genügsamkeit ist so gut als Reichthum, und Luxus so gut als Armuth; oder, um dem Gedanken eine angenehmere Wendung zu geben, **Genügsamkeit ist natürlicher Reichthum**, sagt Sokrates; und ich setze hinzu: **Luxus ist künstliche Armuth.** Ich empfehle daher der Ueberlegung derer, die immer überflüssigen und schimärischen Gütern nachlaufen, und sich nicht die Mühe geben wollen, ihre Begierden einzuschränken, den vortrefflichen Ausspruch

des Philosophen Bion: Kein Mensch hat so viel Sorge, als der, welcher am meisten nach Glückseligkeit ringt.

Fürs zweyte sollte jeder bedenken, wie viel unglücklicher er seyn könnte, als er wirklich ist. Was ich vorhin gesagt habe, ging alle diejenigen an, die mit den Mitteln, vergnügt zu seyn, hinlänglich versehen sind; das Folgende aber betrifft die, welche wirklich unter irgend einem Druck oder Leiden seufzen. *Diesen kann es große Erleichterung verschaffen*, wenn sie zwischen sich und andern, oder zwischen dem Unglück, welches sie leiden, und viel größern Unglücksfällen, die sie hätten treffen können, Vergleichungen anstellen.

Mir gefällt der ehrliche Holländer, der, da er durch einen Fall vom Hauptmaste das Bein brach, zu den Umstehenden sagte, es sey eine große Gnade Gottes, daß er nicht den Hals gebrochen. Und da ich einmahl in das Anführen der Beyspiele gekommen bin, so erlaube man mir, noch hinzuzufügen, was ein alter Philosoph sagte, der eben seine Freunde zum Mittagsessen eingeladen hatte, als seine Frau voller Wuth ins Zimmer gerannt kam, und den Tisch, welcher vor ihnen gedeckt war, umwarf. Jeder, sagte er,

hat

hat sein Trübsal, und der ist ein glücklicher Mann, der kein größeres hat, als dieß. Ein Beyspiel von gleicher Art finden wir in Fells Leben des Doktor Hammond. Dieser brave Mann war mit verschiednen schmerzhaften Krankheiten behaftet; hatte er nun das Podagra, so dankte er Gott, daß es nicht der Stein sey; und plagte ihn der Stein, so dankte er ihm, daß ihm nicht beide Uebel zu gleicher Zeit zusetzten.

Ich kann diesen Versuch nicht beschließen, ohne zu bemerken, daß es, außer dem Christenthum, nie ein Lehrgebäude in der Welt gegeben hat, welches die Tugend, von der ich bisher geredet habe, auf eine gründliche Art in der Seele des Menschen hätte hervorbringen können. Um uns mit unserm gegenwärtigen Zustande zufrieden zu machen, sagen viele Philosophen uns, unsre Unzufriedenheit schade bloß uns selbst, ohne daß sie in unsern Umständen das geringste zu ändern im Stande sey; andre sagen, die Uebel, die uns träfen, rührten von einer blinden Nothwendigkeit her, welcher die Götter selbst unterworfen wären; unterdeß andre den Unglücklichen sehr ernsthaft damit trösten, daß er nothwendig unglücklich seyn müsse, um die Harmonie des Welt-

alles zu erhalten, weil der Plan der Vorsehung gestört und zerrüttet werden würde, wenn er nicht unglücklich wäre. Diese und dergleichen Betrachtungen können einen Menschen allenfalls zum Schweigen bringen, aber beruhigen möchten sie ihn schwerlich. Sie zeigen ihm vielleicht, daß seine Unzufriedenheit unvernünftig ist, sind aber nicht hinreichend, ihr abzuhelfen. Sie geben mehr Verzweiflung, als Trost. Kurz, man könnte solchen Tröstern antworten, was Augustus einem seiner Freunde antwortete, der ihn bat, sich doch über den Tod einer geliebten Person nicht zu grämen, weil sein Gram sie doch nicht ins Leben zurückbringen könne: Eben darum gräme ich mich, sagte der Kaiser.

Die Religion hingegen geht viel zärtlicher mit der menschlichen Natur um. Sie schreibt dem Allerelendesten die Mittel vor, seinen Zustand zu verbessern; ja sie zeigt ihm, daß die gehörige Ertragung seiner Trübsale sich mit Aufhebung derselben enden werde. Sie macht ihn in diesem Leben ruhig, weil sie ihn in jenem selig machen kann.

Kurz also, ein genügsames Gemüth ist das größte Gut, dessen ein Mensch auf Erden genießen

kann;

kann; und wenn seine Glückseligkeit in diesem Leben aus der Unterdrückung seiner Begierden entspringt, so wird sie in jenem aus der Befriedigung derselben entspringen.

O.

Dreyhundert funfzehntes Stück. (575.)

Ueber das Verhalten der Menschen in Rücksicht auf die Ewigkeit.

— Nec morti esse locum. —

Virg.

Ein liederlicher junger Mensch, dem einst ein alter Einsiedler, barfuß und auf seinen Stab gebückt, begegnete, sagte: Vater, ihr seyd sehr übel daran, wenn es kein anderes Leben nach dem Tode gibt! — Gewiß, mein Sohn, erwiederte der Einsiedler; aber wie wirst du daran seyn, wenn es eins gibt? Der Mensch

ist ein Geschöpf, das für zwey verschiedne Stände der Existenz, oder vielmehr für zwey verschiedne Leben bestimmt ist. Sein erstes Leben ist kurz und vergänglich, das zweyte aber unvergänglich und ewig. Die Frage, die uns allen äußerst wichtig seyn muß, ist: In welchem von diesen beiden Leben ist uns am meisten daran gelegen, glücklich zu seyn? oder in andern Worten: Sollten wir uns mehr die Vergnügungen und den Genuß eines ungewissen *armseligen* Lebens, welches, wenn es auch noch so lange währt, doch von sehr unbeträchtlicher Dauer ist, zu sichern suchen, oder eines Lebens, welches auf immer unwandelbar bestimmt seyn, und sich nimmer enden wird? Jeder weiß, so bald er nur diese Frage hört, auf welche Seite er sich wenden sollte. Allein, so richtig unsre Theorie in diesem Stücke ist, so befolgen wir doch in der Ausübung offenbar die verkehrte Seite der Frage. Wir sorgen nicht anders für dieses Leben, als ob es nie ein Ende, und für das künftige, als ob es nie einen Anfang nehmen würde.

Wenn ein Geist von höherem Range, welcher die menschliche Natur noch gar nicht kennte, zufälliger Weise auf die Erde herabkäme, und das Thun ihrer Bewohner beobachtete, was für Begriffe

griffe würde er sich von uns machen? Würde er nicht denken, wir wären zu ganz andern Zwecken und Absichten geschaffen worden, als wir wirklich sind? Müßte er sich nicht einbilden, wir wären in diese Welt gesetzt worden, uns Reichthümer und Ehren zu erwerben? Würde er nicht denken, es sey unsre Pflicht, uns um Geld, um Würden und Titel zu zerarbeiten? Ja, würde er nicht glauben, die Armuth sey uns unter Androhung ewiger Strafen verboten, und dem Vergnügen nachzujagen, sey uns bey Strafe der Verdammniß befohlen? Gewiß würde er sich einbilden, die Triebfeder und Regel unsrer Handlungen sey ein ganz andres Gesetzbuch und System von Pflichten, als das, welches uns wirklich vorgeschrieben ist. Und in der That, bey einer solchen Einbildung, müßte er schließen, wir wären die aller gehorsamsten und folgsamsten Geschöpfe in der Welt, wären immer unsrer Pflicht getreu, und ließen nie den Zweck, zu welchem wir hieher gesetzt worden, aus den Augen.

Wie groß aber würde sein Erstaunen seyn, wenn man ihm sagte, wir wären Geschöpfe, die in dieser Welt nicht über sechzig bis siebzig Jahre zu leben hätten, und die meisten dieser rastlosen

Geschöpfe erreichten nicht einmahl dieses Alter! Wie würde er sich in Grauen und Verwunderung verlieren, wenn er erführe, daß diese Geschöpfe, die alle ihre Bemühungen auf dieses Leben verwenden, welches kaum den Nahmen der Existenz verdient, auf alle Ewigkeit in einem andern Leben existiren sollen, zu welchem sie gar keine Anstalten machen! Kein größrer Schimpf für die Vernunft läßt sich denken, als daß Menschen, die von diesen beiden verschiednen Ständen des Daseyns überzeugt sind, sich unaufhörlich beschäftigen können, für ein Leben von etwa siebzig Jahren zu sorgen, und es so ganz verabsäumen, sich zu dem anzuschicken, welches nach unzähligen Myriaden von Jahren immer neu seyn, immer erst anfangen wird; besonders wenn wir bedenken, daß alle unsre Bestrebungen, uns groß zu machen, oder reich, oder geehrt, oder worin wir sonst unsre Glückseligkeit setzen, am Ende sehr leicht fruchtlos seyn können; dahingegen wir, bey einer unabläßigen und redlichen Bemühung, uns in dem künftigen Leben glücklich zu machen, sicher sind, daß unsere Bestrebungen nicht fruchtlos seyn, und wir uns in unsrer Hoffnung nicht betrogen sehen werden.

Ein gewisser Scholastiker wirft folgende Frage auf: Gesetzt, der ganze Erdkörper wäre eine große Kugel oder Masse des feinsten Sandes, und es sollte alle tausend Jahre ein einziges Körnchen dieses Sandes vernichtet werden; gesetzt ferner, es stünde in eurer Wahl, die ganze Zeit über, da diese ungeheure Masse Sandes nach und nach auf diese langsame Art verzehrt würde, bis kein Körnchen von ihr übrig wäre, glücklich zu seyn, unter der Bedingung, nachher auf ewig elend zu seyn; oder umgekehrt, nachher auf ewig glücklich zu seyn, unter der Bedingung, daß ihr so lange elend seyn wolltet, bis die ganze Masse Sandes solcher Gestalt auf die obgedachte Art vernichtet wäre: welches von beiden würdet ihr wählen?

Man muß in diesem Falle gestehen, daß so viele Tausende von Jahren für die Einbildungskraft eine Art von Ewigkeit sind, wiewohl sie, in der That, gegen die große Dauer, welche auf sie folgt, nicht so viel betragen, als eine Einheit gegen die größte Zahl, die sich nur in Ziffern ausdrücken läßt, oder als eins von jenen Sandkörnchen gegen die angenommene Masse. Die Vernunft sagt uns also, ohne das geringste Bedenken, welches von beiden die bessere Wahl seyn

würde.

würde. Gleichwohl könnte, wie ich schon vorher zu verstehen gab, in solchem Falle die Vernunft vielleicht so sehr von der Einbildungskraft überwältigt werden, daß wohl einer und der andre unter der Vorstellung der ungeheuren Länge des ersten Theils dieser Dauer, und der ungeheuren Entfernung der zweyten Dauer, die ihr folgen sollte, erliegen möchte. Die Seele, sage ich, könnte sich vielleicht von der Glückseligkeit des ersten Zeitraums, da sie ihr so nahe wäre, und so unabsehlich lange dauern sollte, hinreißen lassen. Wenn aber die Wahl, die wir wirklich vor uns haben, die ist: Ob wir auf den kurzen Zeitraum von siebzig, vielleicht nur von zwanzig oder zehn Jahren, ja ich könnte sagen, nur von einem Tage oder einer Stunde, glücklich, und dann auf alle Ewigkeit unglücklich; oder umgekehrt, auf diese kurze Zeit von Jahren unglücklich, und dann auf alle Ewigkeit glücklich seyn wollen: welche Worte sind da im Stande, die Thorheit und Gedankenlosigkeit dessen auszudrücken, der in solchem Falle eine verkehrte Wahl trifft?

Ich setze hier den Fall noch aufs allerschlimmste, indem ich annehme, (was doch selten geschieht) daß ein tugendhaftes Verhalten uns in diesem Le-

ben

ben unglücklich mache: setzen wir aber, (welches gewöhnlicher Weise der Fall ist) daß die Tugend uns schon in diesem Leben glücklicher mache, als ein entgegengesetztes lasterhaftes Verhalten, wie können wir da genug über den Blödsinn oder die Tollheit der Menschen erstaunen, die so ungereimt zu wählen im Stande sind?

Jeder weise Mensch wird daher diesem Leben nur in so fern einen Werth beylegen, als es zur Glückseligkeit des künftigen beförderlich seyn kann, und mit Freuden die Vergnügungen weniger Jahre dem endlosen Glück einer Ewigkeit aufopfern.

O.

Dreyhundert sechzehntes Stück.
(576.)

Von der Sonderlichkeit.

Nitor in adversum; nec me, qui caetera, vincit
Impetus; et rapido contrarius evehor orbi.

OVID.

Ich erinnere mich eines jungen Menschen, der ein sehr lebhafter aufgeweckter Kopf und ein unterhaltender Gesellschafter war, aber den Fehler hatte, daß er alles mitmachen wollte, und seine Begierde, nach der Mode zu seyn, gar nicht bändigen konnte. Dieß riß ihn zu manchen Liebeshändeln, und folglich auch zu mancherley Krankheiten hin. Vor zwey Uhr Morgens ging er nie zu Bette, weil er kein Queerkopf heißen wollte, und ließ sich wöchentlich einige Mahl von den Schaarwächtern durchprügeln, um seine Herzhaftigkeit zu zeigen. Er war schon in ein halbes

Dutzend

Dutzend Klubs eingeweiht, ehe er noch das ein und zwanzigste Jahr erreicht hatte, und verbesserte in denselben seine natürliche Lustigkeit und Lebhaftigkeit so sehr, daß man oft seinen Weg nach Hause mit einer Reihe von zerbrochenen Fensterscheiben und andern dergleichen Denkmählern des Witzes und der Galanterie bezeichnet fand. Kurz, nachdem er seinen Ruhm eines allerliebsten Bruder Liederlichs vollkommen befestigt hatte, starb er vor Altet in seinem fünf und zwanzigsten Jahre.

Nichts verführt in der That einen Menschen zu so vielen Vergehungen und stürzt ihn in so mancherley Verlegenheiten, als die Begierde, kein Sonderling zu scheinen; und es ist daher sehr nöthig, daß man sich einen richtigen Begriff von der Sonderlichkeit mache, damit man wisse, in welchen Fällen sie löblich, und in welchen sie tadelhaft ist. Fürs erste wird jeder Vernünftige mir zugeben, daß es löblich ist, ein Sonderling zu seyn, wenn man dem Beyspiel des großen Haufens zuwider, den Vorschriften des Gewissens, der Moralität und der Ehre unbeweglich treu bleibt. In diesen Fällen sollten wir bedenken, daß nicht Gewohnheit und Brauch, sondern Pflicht die Richtschnur unsrer Handlungen ist, und daß wir nur in

so fern gesellig seyn sollten, als es mit unsrer Vernunft bestehen kann. Wahrheit bleibt immer Wahrheit, man achte auf sie, oder nicht; und die Natur der Handlungen, nicht die Zahl der Handelnden, ist es, wornach wir unser Verhalten einrichten sollten. Sonderlichkeit in Dingen dieser Art ist so viel als heroischer Muth, kraft dessen man den großen Haufen der Menschen verläßt, aber nur in so fern, als man sich über ihn emporschwingt. Was kann wohl ein stärkerer Beweis einer schwachen kleinen Seele seyn, als sein ganzes Leben im Widerspruch gegen seine eignen Grundsätze hinzubringen? oder nicht den Muth zu haben, das zu seyn, wovon man doch erkennt, daß man es seyn sollte?

Sonderlichkeit ist daher nur dann tadelhaft, wann sie uns antreibt, der Vernunft zuwider zu handeln, oder uns durch nichtsbedeutende Dinge auszuzeichnen. Was die erste Art von Sonderlingen betrifft, die in irgend etwas, das der Religion, der Sittlichkeit oder der Ehre zuwider ist, sonderlich sind, so wird hoffentlich keiner sich ihrer annehmen. Ich will daher nur von denen reden, die sich in Dingen von gar keiner Erheblichkeit, als in der Kleidung, dem Betragen, dem Umgange, und

andern

andern dergleichen Kleinigkeiten im täglichen Verkehr des Lebens, durch ihre Sonderlichkeit auszeichnen. In diesen Fällen ist man dem Brauch eine gewisse Achtung schuldig; und sollte es auch in manchem Stücke ganz vernünftig scheinen, von dem großen Haufen abzugehen, so sollte man doch hier seine Privat-Neigungen und Meinungen dem Verfahren der Welt aufopfern. Man muß gestehen, daß gesunde Vernunft oft einen Sonderling macht; aber dann macht sie ihn auch unfähig, etwas Erhebliches in der Welt auszurichten, und macht ihn lächerlich bey Leuten von viel geringerm Verstande.

Ich habe einmahl von einem gewissen Herrn aus dem nordlichen Theile von England gehört, der ein merkwürdiges Beyspiel von dieser thörichten Sonderlichkeit war. Er hatte sichs zur Regel gemacht, in den gleichgültigsten Dingen des Lebens den abstraktesten Begriffen von gesunder Vernunft, ohne alle Rücksicht auf Mode oder Beyspiel, gemäß zu handeln. Zuerst brach diese Laune durch verschiedne kleine Seltsamkeiten aus. Er hatte gar keine bestimmte Zeit zum Mittags- oder Abendessen oder zum Schlaf; denn, sagte er, wir sollten den Ruf der Natur abwarten, und unser Appetit sollte sich nicht nach unsern Mahlzeiten, son-

dern unsre Mahlzeiten sollten sich nach unserm Appetit bequemen. In seinem Gespräch mit andern bediente er sich nie einer Redensart, die nicht im strengsten Verstande wahr war: nie sagte er zu Jemanden, er sey sein gehorsamer Diener, sondern er wünsche ihm alles Gutes; und er wollte sich lieber für einen Mißvergnügten halten lassen, als des Königs Gesundheit trinken, wenn er nicht durstig war. Alle Morgen legte er sich, so bald er aufgestanden war, in sein Fenster, und nachdem er etwa eine halbe Stunde frische Luft geschöpft hatte, deklamirte er funfzig Verse, so laut, als er nur schreyen konnte, um seine Lunge zu stärken; zu welchem Ende er sie gemeiniglich aus dem Homer nahm, weil die Griechische Sprache, besonders in diesem Dichter, tiefer und tonreicher ist, und den Auswurf mehr befördert, als irgend eine andre. Er hatte noch viel mehr solcher Sonderlichkeiten, von denen er ganz vernünftige und philosophische Gründe anzugeben wußte. Da diese Grille mit den Jahren immer bey ihm zunahm, trug er endlich, statt der Perücke, einen Turban, indem er sehr richtig schloß, daß ein Gebinde von reiner Leinwand um seinen Kopf nicht nur reinlicher, sondern auch gesunder seyn müsse, als eine von so vielen Ausdünstungen beschmutzte

Perü=

Perückenhaube. Hiernächst bemerkte er sehr vernünftig, daß die vielen engen Bindungen in unsrer Kleidung natürlicher Weise den Umlauf des Bluts hemmen müßten, weshalb er sich denn auf Husarenmanier, Hosen und Strümpfe aus einem Stücke machen ließ. Kurz, durch Befolgung der reinen Vorschriften der Vernunft entfernte er sich endlich von seinen übrigen Landsleuten, ja von allen Menschen, so weit, daß seine Verwandten verlangten, er sollte ins Tollhaus gesetzt, und seine Güter ihnen übergeben werden; allein der Richter, welcher erfuhr, daß er niemanden Leides thäte, begnügte sich, ihn für mondsüchtig zu erklären, und gerichtliche Kuratoren über seine Güter zu bestellen.

Das Schicksal dieses Philosophen erinnert mich an eine Bemerkung in Fontenellens Todtengesprächen. Die Ehrsüchtigen und Geizigen, sagt er, sind in aller Absicht eben so wahnsinnig, als Tollhäusler, die man an Ketten legt; sie haben nur das Glück, unzählige Mitbrüder zu haben: der Wahnsinn eines Menschen hingegen, den man ins Tollhaus sperrt, ist ein Wahnsinn

hors d'oeuvre; das heißt, in andern Worten, er ist einzig in seiner Art, und unterscheidet sich von dem Wahnsinn des großen Haufens.

J.

Dreyhundert siebzehntes Stück.
(578.)
Ueber die persönliche Identität; Geschichte des Fadlallah.

— Eque feris humana in corpora transit,
Inque feras noster. — —

Ovid.

Die Gelehrten haben in mehr als einer Absicht, starke Gründe gehabt, unter sich festzusetzen, was es eigentlich sey, das die persönliche Identität ausmacht.

Locke setzt erst voraus, daß das Wort Person, eigentlich ein denkendes verständiges Wesen

bedeute, welches Vernunft und Reflexion besitzt, und sich selbst als sich selbst betrachten kann; und schließt dann: Es sey das Bewußtseyn allein, und nicht eine Identität der Substanz, was diese persönliche Identität der Selbstheit ausmache. Hätte ich dasselbe Bewußtseyn, sagt er, daß ich die Sündfluth und Noahs Arche gesehen, als daß ich im vorigen Winter eine Ueberschwemmung der Themse sah, oder als daß ich jetzt schreibe; so könnte ich eben so wenig zweifeln, daß ich, der ich dieß jetzt schreibe, der die Themse im vorigen Winter austreten sah, und der die Sündfluth betrachtete, eben dasselbe Selbst sey, (man setze dieß Selbst in welche Substanz man will,) als ich zweifeln kann, daß ich, der ich dieß schreibe, jetzt da ich schreibe, ebendasselbe Selbst bin, (ich mag nun aus allen denselben materiellen oder immateriellen Substanzen bestehen, oder nicht) das ich gestern war; denn was diesen Punkt anlanget, daß man ebendasselbe Selbst sey, so ist es dabey völlig gleichgültig, ob dieß gegenwärtige Selbst aus eben denselben, oder aus andern Substanzen besteht.

Ich las vor einigen Tagen in den Persischen Erzählungen, die Herr Philips vor kurzem sehr schön übersetzt hat, mit großem Vergnügen

eine Geschichte, die sich gewisser Maßen auf diese philosophische Frage anwenden läßt; weshalb ich sie etwas abgekürzt, meinen Lesern vorlegen will.

Ich erinnere nur vorher, daß diese Erzählungen in der orientalischen Manier, aber etwas korrekter, geschrieben sind.

Fadlallah, ein sehr tugendhafter Prinz, folgte seinem Vater, Bin-Ortob, auf dem Thron des Königreichs *Mousel*. *Er hatte schon eine Zeitlang* seine getreuen Unterthanen zu allgemeiner Zufriedenheit regiert, und mit seiner Gemahlinn, der schönen Zemrouda sehr glücklich gelebt, als ein junger Derwisch an seinen Hof kam, der sich durch seinen lebhaften Witz und sein einnehmendes Wesen allgemeine Liebe erwarb. Sein Ruf wuchs mit jedem Tage so sehr, daß endlich der König selbst neugierig ward, ihn zu sehen und zu sprechen. Er that es, und anstatt zu finden, daß der allgemeine Ruf ihm geschmeichelt, überzeugte er sich vielmehr, daß man noch viel zu wenig von ihm gesagt hatte.

Fadlallah verlor nun gleich allen Geschmack an dem Umgange andrer Menschen; und da er sich mit jedem Tage mehr von den außerordentlichen Fähigkeiten dieses Fremdlings überzeugte, bot er

ihm

ihm die höchsten Stellen in seinem Königreich an. Der junge Derwisch dankte ihm mit ausnehmender Bescheidenheit, verbat sich aber die angebotnen Ehren, weil er ein Gelübde gethan, nie irgend ein Amt anzunehmen, und weil er ein freyes unabhängiges Leben allen andern Vortheilen vorzöge.

Der König ward durch ein so großes Beyspiel von Mäßigung bezaubert; und da er ihn nicht bewegen konnte, öffentliche Geschäfte zu übernehmen, so machte er ihn zu seinem vornehmsten Gesellschafter und ersten Günstlinge.

Da sie eines Tages zusammen auf der Jacht waren, und sich von der übrigen Gesellschaft getrennt hatten, unterhielt der Derwisch den Fadlallah mit Erzählungen von seinen Reisen und Abenteuern. Nachdem er ihm verschiedne Merkwürdigkeiten, die er in Indien gesehen, erzählt hatte, sagte er: Hier machte ich auch Bekanntschaft mit einem alten Braminen, der die verborgensten Kräfte der Natur kannte: er starb in meinen Armen, und mit seiuen sterbenden Lippen entdeckte er mir eines seiner schätzbarsten Geheimnisse, unter der Bedingung, daß ich es nie irgend einem Menschen offenbaren sollte. Der König, dem hierbey sogleich

einfiel, daß sein junger Günstling seine neulich gethanen großen Anerbietungen ausgeschlagen hatte, sagte, das Geheimniß würde vermuthlich die Kunst Gold zu machen seyn. Nein, Herr, erwiederte der Derwisch, es ist etwas noch viel wunderbareres, als das; es ist die Kraft, einen todten Körper, durch Mittheilung meiner eignen Seele, neu zu beleben.

Indem er noch sprach, kam ein Reh bey ihnen vorbey gerannt, und der König, der seinen Bogen bereit hatte, durchschoß ihm das Herz. Hier hast du nun eine schöne Gelegenheit, sagte er zum Derwisch, eine Probe deiner Kunst zu machen. Der Derwisch ließ alsobald seinen eignen Körper entseelt auf dem Boden zurück, und in demselben Augenblick war der Körper des Rehes neubelebt. Es kam auf den König zu, liebkoste ihm, machte verschiedne muthwillige Sprünge, und fiel dann wieder aufs Gras hin, worauf in demselben Augenblick der Körper des Derwisch sein Leben wieder bekam. Der König war ausnehmend vergnügt über eine so außerordentliche Operation, und beschwor seinen Freund bey allem, was heilig war, ihm das Geheimniß mitzutheilen. Der Derwisch machte anfangs einige Schwierigkeit, sein dem sterbenden

benden Braminen gegebenes Wort zu brechen; am Ende aber sagte er, er könne einem so vortreff-lichen Fürsten unmöglich etwas abschlagen. Nach-dem er ihn daher durch einen Eid zur Verschwie-genheit verbunden hatte, lehrte er ihn zwey kab-balistische Wörter, die man nur aussprechen durfte, um das ganze Kunststück zu machen. Der König, voller Ungeduld, das Ding zu versuchen, sprach alsobald die beiden Wörter aus, und befand sich in demselben Augenblick in dem Körper des Rehes. Er hatte nur wenig Zeit, sich in diesem neuen Zu-stande zu betrachten; denn der verrätherische Derwisch versetzte sich alsobald in den Körper des Königs, spannte dessen eignen Bogen gegen ihn, und würde ihn todt niedergestreckt haben, wenn nicht der König, der seine Absicht sah, ihm schnell ins Gebüsch entwischt wäre.

Der Derwisch kehrte jetzt, voller Freuden über seine schändliche That, nach Mousel zurück, und bestieg den Thron und das Bett des unglück-lichen Fadlallah.

Das erste, was er that, um sich in dem Be-sitz seines neuerworbenen Königreichs zu sichern, war, daß er seinen Unterthanen, durch einen öffentlichen Ausruf anbefehlen ließ, alle Rehe im ganzen Reiche auszurotten. Der König würde mit

den übrigen umgekommen seyn, wäre er nicht seinen Verfolgern dadurch entgangen, daß er den Körper einer Nachtigall belebte, die er todt am Fuß eines Baumes liegen sah. In dieser neuen Gestalt flog er nun sicher nach dem königlichen Pallast, setzte sich auf einen Baum dicht an der Königinn Zimmer, und erfüllte den ganzen Ort mit so melodischen und melancholischen Tönen, daß die Königinn dadurch ans Fenster gelockt ward. Er hatte die Kränkung zu sehen, daß er, anstatt Mitleiden zu erregen, der Königinn und einer jungen Sklavinn, die bey ihr war, nur Lust machte. Gleichwohl fuhr er fort, ihr jeden Morgen ein zärtliches Lied zu singen, bis endlich die Königinn, von seiner harmonischen Kehle bezaubert, die Vogelsteller hohlen ließ, und ihnen Befehl gab, ihre äußerste Kunst anzuwenden, um ihr das kleine Geschöpf zu verschaffen. Der König, den die Gelegenheit, beständig um seine geliebte Gattinn zu seyn, erwünscht war, ließ sich gern fangen, und als er ihr überreicht ward, flog er, so scheu er auch war, sich von einem der andern Frauenzimmer berühren zu lassen, doch von selbst auf die Königinn zu, und verbarg sich in ihrem Busen. Zemrouda war höchst vergnügt über die unerwartete Zärtlichkeit ihres neuen Lieblings, und ließ ihn in ihrem

Zimmer in einen prächtigen offenen Käfich setzen. Hier hatte er Gelegenheit, jeden Morgen, durch tausend kleine Handlungen, die sein Körper ihm erlaubte, sich bey ihr einzuschmeicheln. Ganze Stunden brachte die Königinn täglich zu, ihn anzuhören, und mit ihm zu spielen. Fadlallah würde sich sogar in diesem Zustande für glücklich ggehalten haben, hätte er nicht die unaussprechliche Qual ausstehen müssen, den Derwisch ins Zimmer kommen und der Königinn in seiner eignen Gegenwart liebkosen zu sehen.

Der Usurpator gab sich, wenn er mit der Königinn tändelte, oft auch mit ihrer Nachtigall ab, und machte ihr allerley Liebkosungen; und wenn dann der erbitterte Fadlallah mit dem Schnabel nach ihm hackte, mit den Flügeln schlug, und auf alle Weise seine ohnmächtige Rachbegier an den Tag legte, so gab das seinem Nebenbuhler und der Königinn nur neue Gelegenheit, sich an ihm zu belustigen.

Ein andrer Liebling der Zemrouda war ein kleiner Schooshund, den sie in ihrem Zimmer hielt. Dieser starb einst in der Nacht, und sogleich bekam der König Lust, die Gestalt der Nachtigall zu verlassen, und diesen neuen Körper zu beleben. Er

that es, und am folgenden Morgen sah Zemrouda ihren lieben Vogel todt im Bauer liegen. Ihr Gram bey diesem Vorfalle läßt sich unmöglich beschreiben, und wenn sie sich aller seiner kleinen Handlungen, die sogar etwas von Vernunft an sich zu haben schienen, erinnerte, war sie über seinen Verlust untröstbar.

Ihre Aufwärterinnen schickten alsobald zu dem Usurpator, mit der Bitte, zu kommen, und sie zu trösten. Nachdem er ihr vergebens vorgestellt hatte, welch eine Schwachheit es sey, sich über einen solchen Zufall zu grämen, sagte er endlich, durch ihre wiederhohlten Klagen gerührt: Nun wohl, Madame, ich will das Aeußerste thun, was in meinem Vermögen steht, um Ihnen gefällig zu seyn. Ihre Nachtigall soll jeden Morgen wieder aufleben, und Ihnen etwas vorsingen, wie vorher. Die Königinn sah ihn mit einer Miene an, welche zeigte, daß sie ihm nicht glaubte. Er legte sich daher auf einen Sopha, versetzte seine Seele in die Nachtigall, und voll Erstaunen sah Zemrouda ihren Vogel wieder aufleben.

Der König, der alles dieß mit ansah, indem er in der Gestalt des Schooshundes in einer Ecke des Zimmers lag, setzte sich nun geschwind wieder

in den Besitz seines eignen Körpers, lief in der äußersten Erbitterung zu dem Käfich, und drehte der falschen Nachtigall den Hals um.

Zemrouda erstaunte, und grämte sich mehr als je über diesen zweyten Vorfall, bis der König sie ersuchte ihn anzuhören, und ihr sein ganzes Abenteuer erzählte.

Der Leichnam des Derwisch, welchen man todt im Walde gefunden hatte, und sein Edikt, alle Rehe auszurotten, ließ ihr nicht Raum, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln; allein aus einem Uebermaß von Delikatesse (welches dem orientalischen Frauenzimmer eigenthümlich ist) betrübte sie sich so sehr über den unschuldigen Ehebruch, worin sie seit einiger Zeit mit dem Derwisch gelebt hatte, daß keine Gründe, sogar vom Fadlallah selbst, sie beruhigen konnten. Sie starb bald darauf vor Gram, und bat ihn noch mit sterbenden Lippen um Verzeihung wegen einer Sache, die der allerstrengste Richter ihr nicht hätte zum Verbrechen anrechnen können.

Der König betrübte sich so sehr über ihren Tod, daß er sein Reich einem seiner nächsten Verwandten abtrat, und den Rest seiner Tage in der Einsamkeit zubrachte.

Dreyhundert achtzehntes Stück.
(579.)

Nachricht von Vulkans Hunden, welche die Gabe hatten, Keusche und Unkeusche zu unterscheiden.

— — Odora canum vis.

VIRG.

Unter der Regierung Karls I. machte die Buchhändler-Gesellschaft, die durch ein königliches Patent zum Druck der Bibel privilegirt war, in einer ihrer Ausgaben einen garstigen Druckfehler: anstatt: Du sollst nicht ehebrechen, hieß es in einigen tausend Exemplaren: Du sollst ehebrechen. Der Erzbischof Laud legte daher der Gesellschaft, zur Strafe dieser Nachlässigkeit, eine ansehnliche Geldbuße auf.

Nach dem Verhalten der Welt in diesem entarteten Zeitalter zu urtheilen, sollte ich fast ver-
muthen,

muthen, daß viele junge liederliche Leute beiderley Geschlechts diese unechte Ausgabe der Bibel besitzen, und daher das Gebot nach der falschen Lesart halten.

Ehebrecher wurden, in den ersten Zeiten der Kirche, auf immer exkommunicirt, und auf Lebenslang für unfähig erklärt, christlichen Versammlungen beyzuwohnen, wenn sie auch mit bittern Thränen und allen Zeichen der ungeheucheltsten Reue um Wiederaufnahme ansuchten.

Ich könnte hier auch einiger alten Gesetze unter den Heiden erwähnen, die dieß Verbrechen mit dem Tode straften; und andrer von gleicher Art, die noch jetzt in verschiednen protestantischen Staaten geltend sind. Da aber solche Betrachtungen für meine gewöhnlichen Leser, die meine Blätter, wenn sie nicht durch etwas Spaßhaftes und Ungewöhnliches belebt sind, aus der Hand werfen, zu ernsthaft seyn möchten; so will ich dießmahl nur den Inhalt eines mir vor kurzem in die Hände gefallenen kleinen Manuskripts mittheilen, welches auf ein hohes Alterthum Anspruch macht, aber, nach einigen neuern Redensarten und andern Umständen zu urtheilen, wohl schwerlich echt seyn kann, sondern vermuthlich das Werk eines neuern Sophisten ist.

Die Gelehrten wissen, daß sich auf dem Berge Aetna ein dem Vulkan geweihter Tempel befand, welcher von Hunden bewacht ward, die, wie die Geschichtschreiber sagen, einen so ausnehmend feinen Geruch hatten, daß sie unterscheiden konnten, ob die Personen, die dahin kamen, keusch oder unkeusch waren. Den Keuschen liefen sie freundlich und wedelnd entgegen, und schmeichelten ihnen, als Freunden ihres Herrn, des Vulkan; die Unreinen aber fielen sie wüthend an, und hörten nicht eher auf zu beißen und zu bellen, als bis sie sie aus dem Tempel verjagt hatten.

Meine Handschrift, die vermuthlich ein Kommentar über diese Geschichte seyn sollte, meldet von diesen Hunden folgendes:

„Diese Hunde wurden dem Vulkan von seiner Schwester Diana, der Göttinn der Jacht und der Keuschheit, geschenkt; sie waren von der Zucht einiger ihrer Jachthunde, an denen sie diesen natürlichen Instinkt und feinen Geruch bemerkt hatte. Man glaubte, sie habe es der Venus zum Possen gethan, die, wenn sie zu Hause kam, ihren Mann immer bey guter oder übler Laune fand, je nachdem sie von seinen Hunden empfangen ward. Sie lebten verschiedne Jahre lang im Tempel, waren aber so beißige Kläffer, daß sie die meisten, die

sonst

sonst den Tempel zu besuchen pflegten, wegschreckten. Die Weiber von Sicilien schickten eine feyerliche Deputation an den Priester, wodurch sie ihm zu wissen thaten, daß sie nicht ferner mit ihren jährlichen Opfern zum Tempel kommen würden, wofern er seinen Bullenbeißern nicht einen Maulkorb anlegte; und verglichen sich endlich mit ihm dahin, daß das Opfer künftig immer durch ein Chor junger Mädchen, deren keins über sieben Jahr alt wäre, gebracht werden sollte. Wunderbar war es anzusehen, (sagt der Verfasser) wie die Hunde diesen kleinen Jüngferchen auf eine ganz andre Art begegneten, als vormahls ihren Müttern. Der König von Syrakus, welcher ein junges Frauenzimmer geheurathet hatte, und sehr eifersüchtigen Temperaments war, soll durch vieles Geld die Priester dieses Tempels dahin vermocht haben, ihm einen jungen Hund von dieser berufenen Zucht zu überlassen. Der kleine Kläffer war anfangs so ungezogen gegen die schöne Dame, daß sie ihren Gemahl bat, ihn fortzujagen; aber der gute Herr fertigte sie ganz kurz mit dem alten Sicilianischen Sprichwort ab: Liebst du mich, so liebst du auch meinen Hund. Von dieser Zeit an lebte sie denn ganz friedlich mit beiden. Die Damen von Syrakus mußten sehr viel von ihm aus-

ausstehen, und verschiedne, die im besten Ruf standen, wollten durchaus nicht eher wieder an den Hof kommen, als bis er fortgeschafft wäre. Es gab zwar einige, die seiner feinen Nase Trotz boten; allein man bemerkte doch, daß, wenn er sie gleich nicht biß, er sie doch sehr boshaft angnurrete. Doch, wieder zu den Hunden des Tempels zu kommen: nachdem sie hier lange Jahre in großem Ruhm und Ansehen gelebt hatten, trug es sich zu, daß, als einer der Priester, welcher bey einer auf dem Vorgebirge Lilybäum wohnenden Wittwe einen mildthätigen Besuch abgestattet hatte, des Abends spät zu Hause kam, die Hunde ihn mit solcher Wuth anfielen, daß sie ihn zerrissen haben würden, wenn seine Mitbrüder ihm nicht zu Hülfe gekommen wären; worauf man denn die Hunde, weil sie, wie hieraus offenbar erhellte, ihren ursprünglichen Instinkt verloren hatten, insgesammt aufhing."

Ich kann dieß Blatt nicht schließen, ohne zu wünschen, daß wir einige Hunde von dieser Zucht in Großbritannien haben möchten; gewiß würden sie unsern Landsmänninnen Gerechtigkeit, ich sollte sagen Ehre, wiederfahren lassen, und der Welt zeigen, welch ein großer Unterschied zwischen

schen heidnischen Frauenzimmern und solchen ist, die in gesundern Grundsätzen der Tugend und Religion auferzogen sind.

J.

Dreyhundert neunzehntes Stück.
(583.)

Empfehlung einer angenehmen und nützlichen Beschäftigung auf dem Lande.

Ipse thymum pinosque ferens de montibus altis,
Tecta ferat late circum, cui talia curae:
Ipse labore manum duro terat; ipse feraces
Figat humo plantas, et amicos irriget imbres.

Virg,

Jeder Stand des Lebens hat seine ihm eigenthümlichen Pflichten. Wer sich aus freyer Wahl irgend einer besondern Art von Geschäften gewidmet hat, ist freylich glücklicher daran, als wer durch Nothwendigkeit bestimmt wird; beide aber

sind doch gleich stark verbunden, sich auf eine für sie selbst oder andre nützliche und wohlthätige Art zu beschäftigen. Keiner von Adams Söhnen sollte sich einbilden, daß er der Arbeit überhoben seyn könne, die unserm Stammvater und in ihm seiner ganzen Nachkommenschaft, angekündigt ward. Diejenigen, denen ihre Geburt oder ihr Vermögen ein arbeitsames Leben unnöthig zu machen scheint, sollten sich selbst irgend einen Beruf oder eine Profession wählen, damit man sie nicht als eine todte Last des Erdbodens und als den einzigen unnützen Theil der Schöpfung betrachtete.

Viele unsrer Güterbesitzer auf dem Lande kennen kein andres Geschäft in der Welt, als die Jacht, oder andre dergleichen Zeitvertreibe, die sie in Feldern und Gehölzen finden. Dieß veranlaßte einen unsrer angesehensten Schriftsteller zu sagen, jeder von ihnen liege unter dem Fluch, den einst Goliath ausgesprochen: Ich will dich den Vögeln des Himmels geben, und den Thieren auf dem Felde.

Ungeachtet nun Zeitvertreibe dieser Art, wenn man sie mit Mäßigung treibt, sowohl auf die Seele als auf den Körper einen guten Einfluß haben können,

nen, so gewährt das Landleben doch noch viel andre Unterhaltungen von viel edlerer Art.

Unter diesen wüßte ich keine, die an sich selbst angenehmer und für das gemeine Wesen wohlthätiger wäre, als das Pflanzen. Ich könnte einen Edelmann nennen, den sein Schicksal in verschiedne Theile von England versetzte, und der allenthalben sichtbare Spuren, daß er da gewesen, zurückgelassen hat. Nie miethete er in seinem Leben ein Haus, ohne rings um dasselbe her die Samen des Reichthums zu hinterlassen, und daurende Vermächtnisse für die Nachkommen des Eigenthümers zu stiften. Hätten alle Edelleute in England es nur auf ihren eignen Gütern so gemacht, so würde unser ganzes Land jetzt nur Ein großer Garten seyn. Gewiß ist auch eine solche Beschäftigung, selbst für Männer vom höchsten Range nicht geringe oder erniedrigend. Es hat Helden in dieser Kunst gegeben, wie in jeder andern. Besonders lesen wir vom Cyrus dem Großen, daß er ganz Kleinasien bepflanzt habe. In der That hat diese Art von Beschäftigung etwas Großes und Glänzendes: sie gibt verschiednen Theilen der Natur ein edleres Ansehen; sie füllt die Erde mit einer Menge abwechselnder und schöner Scenen, und hat etwas

Aehnliches mit der Schöpfung. Aus diesem Grunde läßt das Vergnügen eines Pflanzers sich mit dem Vergnügen eines Dichters vergleichen, der, wie Aristoteles bemerkt, mehr Freude über seine Werke empfindet, als irgend ein andrer Schriftsteller oder Künstler, wer er auch sey.

Pflanzungen haben einen besondern Vortheil, welcher den meisten andern Werken der Menschen fehlt, daß sie nähmlich ein viel dauerhafteres Vergnügen gewähren, und sich vor den Augen ihres Urhebers beständig mehr verschönern. Haben wir ein Gebäude oder irgend ein andres Unternehmen von gleicher Art zu Stande gebracht, so fängt es fast gleich unter unsern Händen an wieder zu zerfallen; wir sehen es zu seinem höchsten Gipfel von Vollkommenheit gebracht, und von der Zeit an schon seinem Ruin zueilen. Haben wir hingegen unsre Pflanzungen vollendet, so erlangen sie, so lange wir leben, immer einen größeren Grad von Vollkommenheit, und gewähren uns in jedem nachfolgenden Jahre einen angenehmern und reizendern Anblick, als im vorhergehenden.

Doch ich empfehle diese Kunst begüterten Menschen nicht nur als einen angenehmen Zeitvertreib,

son

sondern noch viel mehr als eine Art von tugendhafter Beschäftigung, die sich durch moralische Bewegungsgründe, besonders durch die Liebe, die wir für unser Vaterland, und die Sorge, die wir für unsre Nachkommenschaft hegen sollten, einschärfen läßt. Was den ersten Bewegungsgrund betrifft, so brauche ich nur zu erwähnen, was schon so oft von andern bemerkt worden, daß nähmlich der Anwachs der Gehölze gar kein Verhältniß zum Verbrauch derselben hat, so daß in wenig Menschenaltern die Nation vielleicht in großer Verlegenheit seyn wird, wo sie das Bauholz zu ihren Flotten hernehmen soll. Ich weiß wohl, daß ein Mensch, der bey Dingen dieser Art der Nachwelt erwähnt, von eingebildet klugen und selbstsüchtigen Leuten mit spöttischem Auge angesehen wird. Die meisten Menschen haben in diesem Stücke die Maxime des alten Kollegiaten, der, als seine Mitbrüder in ihn drangen, das Seinige zu einer Sache beyzutragen, die ihren Nachfolger zu großem Vortheil gereichen würde, endlich ganz verdrießlich ausrief: Ey! immer sollen wir etwas für die Nachkommenschaft thun! Ich dächte, die Nachkommenschaft thäte auch einmahl etwas für uns.

Meiner Meinung nach aber ist es unverzeihlich, eine Pflicht von dieser Art zu unterlassen, da sie sich so sehr leicht vollbringen läßt. Wer bedenkt, daß die geringe Mühe, einige wenige Sprößlinge in die Erde zu stecken, eine Wohlthat für einen Menschen ist, der nach funfzig Jahren in die Welt kommen wird, oder daß er, durch einen so unbeträchtlichen Aufwand, vielleicht einen seiner eignen Nachkommen wohlhabend oder reich machen kann, und dann doch keine Neigung empfindet es zu thun, der muß schließen, daß er ein elendes niederträchtiges Herz hat, leer von allen edelmüthigen Grundsätzen und aller Liebe zu den Menschen.

Eine Betrachtung besonders kann vielleicht dem bisher gesagten nicht wenig Gewicht geben. Viele redliche Gemüther, die von Natur geneigt sind, Gutes in der Welt zu thun, und wohlthätig für die Menschen zu werden, beklagen bey sich selbst, daß es ihnen an Talenten dazu fehlt. Dieß ist also ein guter Dienst, der den geringsten Fähigkeiten angemessen ist, und von Unzähligen verrichtet werden kann, die nicht Geschicklichkeit genug besitzen, sich auf andre Weise um ihr Vaterland verdient und ihrer Nachkommenschaft werth zu

machen. Einer meiner Freunde pflegt zu sagen, so oft ein fleißiger Landnachbar stirbt: **Man kann sehen, wo er gewesen ist;** wahrlich eine schöne Leichenrede auf den Tod eines braven Landwirths, der den Ort, wo er gelebt, mit den Spuren seiner Industrie bezeichnet hat.

Nach diesen Betrachtungen kann ich mich kaum enthalten, den Gegenstand dieses Blatts als eine Art moralischer Tugend vorzustellen, die sich dabey, wie ich schon gezeigt habe, durch das mit ihr verknüpfte Vergnügen empfiehlt. Freylich ist dieß keins von den stürmischen Vergnügen, die einem Menschen in der Hitze der Jugend so angenehm sind; allein, was ihm am Geräusch abgeht, ersetzt seine Dauer. Nichts kann angenehmer seyn, als sich an Aussichten zu vergnügen, die man selbst hervorgebracht, und unter Schatten einherzugehen, die unser eigner Fleiß über uns ausgebreitet hat. Vergnügungen dieser Art beruhigen das Gemüth, und stillen alle die Leidenschaften, die der Seele lästig sind; nicht zu gedenken, daß sie natürlicher Weise gute Gedanken erzeugen, und uns zu löblichen Betrachtungen aufgelegt machen. Viele der alten Philosophen brachten den größten Theil ihres Lebens in ihren Gärten hin. **Epikur** selbst glaubte, daß das sinnliche Vergnügen sich in keinem

andern Aufenthalt erreichen lasse. Wer mit dem Homer, dem Virgil und dem Horaz, den größten Genien des ganzen Alterthums bekannt ist, weiß, mit welchem Entzücken sie von diesem Gegenstande reden; und daß Virgil besonders ein ganzes Buch über die Kunst zu pflanzen geschrieben hat.

Diese Kunst scheint noch vorzüglicher der Natur des Menschen in ihrem ursprünglichen ältesten Zustande angemessen gewesen zu seyn, als er noch lange genug lebte, um seine Produkte in ihrer höchsten Schönheit blühen, und allmählig mit ihm hinwelken zu sehen. Ein Mensch, der vor der Sündfluth lebte, konnte einen Wald der höchsten Eichen in der Eichel gesehen haben. Doch dieses Umstandes erwähne ich nur als einer Einleitung zu einer Geschichte in meinem nächsten Blatt, die ich in den Nachrichten von China gefunden habe, und die sich als eine antediluvianische Novelle betrachten läßt.

L.

Dreyhundert zwanzigstes Stück.
(584.)

Hilpa und Schallum; eine Geschichte aus den Zeiten vor der Sündfluth.

Hic gelidi fontes, hic mollia prata, Lycori,
Hic nemus, hic toto tecum consumerer aevo.

VIRG.

Hilpa war eine von den hundert und funfzig Töchtern des Zilpah, vom Stamm des Kohu, welchen einige Gelehrte für den Kain halten. Sie war ausnehmend schön, und viele bewarben sich schon um ihre Liebe, als sie noch ihr siebzigstes Jahr nicht erreicht hatte. Unter diesen Liebhabern befanden sich zwey Brüder, Harpath und Schallum. Harpath, der Erstgeborne, war Herr über den fruchtbaren Landstrich, welcher am Fuß des Gebirges Tirzah, im südlichen Theile von China, belegen ist. Schallum (welches in der Chinesi-

schen Sprache so viel heißt, als Pflanzer) besaß alle benachbarten Hügel, und die große Kette von Bergen, die den Nahmen Tirzah führt. Harpath hatte einen stolzen übermüthigen Geist; Schallum hingegen war sanfter, zärtlicher Gemüthsart, beliebt bey Gott und Menschen.

Man sagt, daß unter den Weibern vor der Sündfluth die Töchter von Kohu ihre ganze Glückseligkeit nur im Reichthum suchten; weshalb denn die schöne Hilpa dem Harpath vor seinem Bruder den Vorzug gab, wegen seiner zahllosen Heerden von Schaafen und Rindern, die das ganze flache Land bedeckten, welches sich am Fuß des Gebirges Tirzah hinzieht, und von verschiednen Quellen und Strömen, die an den Seiten dieses Gebirges entspringen, bewässert wird.

Harpath machte seine Sache so kurz ab, daß er die Hilpa schon im hundertsten Jahre ihres Alters heurathete. Er war so bösartig, daß er seinen Bruder Schallum hohnlachend fragte, wie er sichs habe einfallen lassen können, um die Hand der schönen Hilpa zu werben, da er weiter nichts besitze, als eine lange Kette kahler Felsen und Berge. Dieß verdroß den Schallum so sehr,

daß er in der Bitterkeit seines Herzens seinen Bruder verflucht, und gewünscht haben soll, daß einer seiner Berge, wenn er je denselben nahe käme, über ihn herfallen möchte.

Von dieser Zeit an wagte Harpath sich nie aus seinen Thälern, starb aber eines frühzeitigen Todes in der Blüthe seines Alters, nähmlich im 250sten Jahre, da er in einem Fluß, den er durchwaten wollte, ertrank. Dieser Fluß führt bis auf diesen Tag von ihm den Nahmen Harpath; und, was sehr merkwürdig ist, er entspringt aus einem der Berge, von denen Schallum wünschte, daß sie über seinen Bruder herfallen möchten, als er ihm in der Bitterkeit seines Herzens fluchte

Hilpa war bey dem Tode ihres Mannes im 160sten Jahre ihres Alters, und hatte ihm erst 50 Kinder geboren. Viele der Antediluvianer bewarben sich jetzt um die Hand der jungen Wittwe; keiner aber, wie man glaubte, hatte so große Hoffnung, ihr Herz zu gewinnen, als ihr erster Liebhaber Schallum, der denn auch, etwa zehn Jahre nach Harpaths Tode, seine Bewerbungen erneuerte; denn in jenen Zeiten hielt man es für sehr unanständig, wenn eine Wittwe in den ersten

zehn

zehn Jahren nach ihres Mannes Tode sich vor einer Mannsperson sehen ließ.

Schallum, welcher in eine tiefe Melancholie verfallen war, und sich entschlossen hatte, den Einwurf, welcher bey seinen ersten Bewerbungen um Hilpa gegen ihn gemacht war, aus dem Wege zu räumen, fing gleich nach ihrer Verheurathung mit dem Harpath, an, die ganze Gebirggegend, die ihm bey der Theilung des Landes zugefallen war, zu bepflanzen. Er wußte den angemessensten Boden für jede Pflanze auszuwählen, und man glaubt, er habe viele alte Geheimnisse dieser Kunst besessen, die sich durch Ueberlieferung von dem ersten Menschen fortgeerbt hatten. Er fand bey dieser Beschäftigung am Ende sowohl großen Nutzen, als angenehme Unterhaltung. Seine Gebirge waren in wenigen Jahren mit jungen schattigen Bäumen überzogen, die nach und nach in Lusthaine, Gehölze und Waldungen aufschossen, und mit Spaziergängen, Wiesen und Gärten durchschnitten waren; so daß die ganze Gegend, die sonst eine kahle und öde Wüsteney gewesen war, jetzt einem andern Paradiese ähnlich sah. Die Anmuth des Orts und die liebenswürdige Gemüthsart Schallums, der für einen der

Sanftmüthigsten und Weisesten von allen, die vor der Sündfluth gelebt hatten, gehalten ward, zog unzählige Menschen hinein, die sich da niederließen, und beständig beschäftigt waren, Brunnen zu graben, Gräben zu ziehen, und Bäume auszuhöhlen, um das Wasser durch jeden Theil dieser weitläuftigen Pflanzung desto besser zu vertheilen.

Schallums Wohnungen bekamen mit jedem Jahre mehr Reiz in Hilpas Augen; und nachdem siebzig Herbste verstrichen waren, konnte sie sich nicht satt sehen an den entfernten Prospekten seiner Hügel, die damahls mit unzähligen schattigen und blühenden Gebüschen und feyerlich majestätischen Scenen bedeckt waren, die dem ganzen Orte etwas außerordentlich Großes und Prächtiges gaben, und ihn in eine der schönsten Landschaften verwandelten, welche ein menschliches Auge nur sehen kann.

Die Chineser bewahren einen Brief auf, welchen Schallum an die Hilpa, im elften Jahre ihrer Wittwenschaft, geschrieben haben soll. Ich will ihn hier übersetzen, ohne mich von der edlen Simplicität der Gedanken und der

kunst-

kunstlosen Einfalt der Sitten, die das Original hat, zu entfernen.

Schallum war um diese Zeit hundert und achtzig, und Hilpa hundert und siebzig Jahr alt.

Schallum, Herr des Gebirges Tirzah, an Hilpa, die Gebietherinn der Thäler.

Im 788sten Jahr der Schöpfung.

„*Was habe ich nicht alles gelitten, o du Tochter Zilpah,* seit du dich mit meinem Nebenbuhler vermähltest! Verhaßt wurde mir das Licht der Sonne, und mein einziges Bestreben war seitdem, mich in Gehölze und Wälder einzuhüllen. Siebzig Jahre habe ich nun deinen Verlust auf den Höhen des Tirzah beweint, und unter tausend finstern Schatten, die ich selbst gezogen, meinen Gram zu besänftigen gesucht. Meine Wohnung ist jetzt wie ein Garten Gottes, allenthalben voll von Früchten und Bluhmen und Quellen. Balsamische Wohlgerüche erfüllen das ganze Gebirge, dich zu empfangen. So komm denn herauf, meine Geliebte, und laß uns diesen Fleck der neuen Welt mit einem schönen Geschlechte bevölkern; laß uns, unter diesen anmuthsvollen

Schat-

Schatten, uns wunderbarlich vermehren, und alles, von einem Ende zum andern, mit Söhnen und Töchtern erfüllen. Bedenke, o du Tochter Zilpah, daß das Alter des Menschen nur tausend Jahre währt; daß die Schönheit nur wenig Jahrhunderte bewundert wird. Sie blühet wie eine Eiche des Berges, wie die Zeder auf Tirzahs Höhen; in drey bis vier hundert Jahren welkt sie dahin, und die Nachwelt gedenkt ihrer nicht, wenn nicht ein junges Baumgeschlecht aus ihrer Wurzel hervorsproßt. Dieß alles bedenke wohl, und erinnere dich deines Nachbars in dem Gebirge.

Die Antwort auf diesen Brief (den ich für das einzige antediluvianische Billet-doux halte, welches jetzt existirt) und zugleich das Ende dieser Geschichte soll im nächsten Stücke folgen.

L.

Dreyhundert ein und zwanzigstes Stück.
(585.)

Schluß der vorigen Geschichte.

Ipsi laetitia voces ad sidera iactant
Intonsi montes: ipsae iam carmina rupes,
Ipsa sonant arbusta. —

Virg.

Schallums Brief hatte eine so gute Wirkung auf Hilpa, daß sie ihn, binnen weniger als einem Jahre folgender Gestalt beantwortete:

Hilpa, die Gebieterinn der Thäler, an Schallum, den Herrn des Gebirges Tirzah.

Im 789sten Jahr der Schöpfung.

„Was habe ich mit dir zu schaffen, o Schallum? Du preisest Hilpa's Schönheit, aber liebst du nicht insgeheim die Schönheit ihrer grünen Fluren und Wiesen? Rührt nicht der Anblick

ihrer

ihrer blühenden Thäler dein Herz mehr als der Anblick ihrer Person es rühren würde? Das Gebrüll meiner Rinder und das Blöken meiner Schafe hallt lieblich wieder in deinen Gebirgen, und ertönet süß in deinem Ohr. Finde ich gleich Vergnügen an dem wallenden Grün deiner Länder, und an den lieblichen Wohlgerüchen, die von Tirzahs Höhen mich anwehen, gleicht dieß darum dem Reichthum der Thäler?

„Ich kenne dich, Schallum; weiser bist du und glücklicher, als einer der Menschenkinder. Deine Wohnung ist zwischen den Zedern; du erforschest die Verschiedenheiten des Bodens, du kennst die Einflüsse der Gestirne, und siehst die Veränderungen der Zeiten vorher. Kann ein Weib liebenswürdig seyn in den Augen eines solchen Mannes? Beunruhige mich nicht, o Schallum! laß mich allein in dem Genuß der reichen Besitzungen, die der Himmel mir gab. Suche mich nicht durch deine bezaubernden Worte zu gewinnen. Mögen deine Bäume wachsen und sich mehren; mögest du Hain an Hain, und Schatten an Schatten aufziehn; nur versuche Hilpa nicht, deine Einsamkeit zu stören, und deinen stillen Aufenthalt zu bevölkern."

Kurze Zeit nachher nahm sie, wie die Chineser sagen, ein Gastmahl auf einem der benachbarten Hügel an, zu welchem Schallum sie eingeladen hatte. Dieß Gastmahl dauerte zwey Jahre und soll den Schallum fünfhundert Gazellen *), zweytausend Straußen, und tausend Tonnen Milch gekostet haben; wodurch es sich aber vor allem andern der Hilpa empfahl, war die Menge und Mannichfaltigkeit köstlicher Früchte und Küchenkräuter, worin kein Mensch auf Erden es dem Schallum gleich thun konnte.

Er bewirthete sie in einer Laube, die er in dem Hain der Nachtigallen gepflanzt hatte. Dieser Hain bestand aus lauter solchen Fruchtbäumen und Pflanzen, die den verschiednen Arten der Singevögel am angenehmsten sind; so daß er alle Musik des ganzen Landes an sich gezogen hatte, und das ganze Jahr hindurch mit dem lieblichsten Koncert jeder Jahrszeit angefüllt war.

Täglich zeigte er ihr eine andre schöne und überraschende Scene in diesem neu angepflanzten Berglande; und da er hiedurch die erwünschtesten Gelegenheiten bekam, ihr sein ganzes Herz aufzuschließen, war er endlich so glücklich, daß

sie

*) Die Gazellen oder Antilopen sind eine Mittelgattung zwischen Ziegen und Rehen.

sie ihm bey ihrem Abschiede versprach, ihm in weniger als funfzig Jahren entscheidende Antwort zu geben.

Sie war noch nicht lange wieder in ihren Thälern, als sie neue Anträge, und zugleich einen sehr glänzenden Besuch von dem Mischpatsch erhielt, welcher damahls ein mächtiger Mann war, und eine große Stadt erbauet hatte, die er nach seinem Nahmen nannte. Jedes Haus war wenigstens auf tausend Jahre gebauet, ja einige derselben waren gar auf drey Lebzeiten vermiethet; so daß man sich in unserm Zeitalter der Welt von der Menge von Steinen und Bauholz, die zu diesen Gebäuten verbraucht seyn müssen, kaum einen Begriff machen kann. Dieser vornehme Mann unterhielt sie mit verschiednen musikalischen Instrumenten, die vor kurzem erfunden waren, und tanzte vor ihr nach dem Ton einer Pauke. Er beschenkte sie auch mit verschiednem Hausgeräth von Kupfer und Eisen, welche Metalle man vor kurzem entdeckt und zu den Bequemlichkeiten des Lebens zu gebrauchen angefangen hatte. Unterdeß grämte Schallum sich innerlich, und war auf die Hilpa, wegen ihrer guten Aufnahme des Mischpatsch so ungehalten, daß er während eines ganzen Saturnusumlaufs nicht an sie schrieb,

und kein Wort mit ihr sprach. Da er aber fand, daß die Besuche nicht fortgesetzt wurden, so erneuerte er seine Bewerbungen um Hilpa, die, während seines langen Stillschweigens, sehr oft ein sehnsuchtsvolles Auge nach dem Gebirge Tirzah geworfen haben soll.

Noch etwa zwanzig Jahre lang wankte ihr Entschluß zwischen den Schallum, und dem Mischpatsch; denn wenn gleich ihre Neigung den ersten begünstigte, so sprach doch ihr Eigennutz sehr mächtig für den andern. Indem ihr Herz sich noch in diesem unschlüssigen Zustande befand, entschied endlich folgender Zufall ihre Wahl. Ein hoher hölzerner Thurm, der in der Stadt Mischpatsch stand, ward durch einen Wetterstrahl entzündet, und es entstand daraus eine Feuersbrunst, die in wenig Tagen die ganze Stadt in die Asche legte. Mischpatsch entschloß sich, den Ort wieder aufzubauen, es möchte kosten was es wollte; und da er vorhin schon alles Bauholz des Landes verbraucht hatte, sah er sich genöthigt, seine Zuflucht zum Schallum zu nehmen, dessen Wälder jetzt zwey hundert Jahre alt waren. Er kaufte diese Holzungen mit so vielen Heerden von Hornvieh und Schafen, und einer

so großen Strecke von Feldern und Weiden, daß Schallum jetzt reicher ward, als Mischpasch, welches ihm denn so große Reize in den Augen der der Tochter des Zilpah gab, daß sie ihm ihre Hand nicht länger abschlagen konnte. An dem Tage, da er sie in seine Gebirge führte, errichtete er einen ungeheuren Scheiterhaufen von Zedern und allen Arten wohlriechenden Holzes, welcher über dreyhundert Ellen hoch war. Er warf auch Bündel von Myrrhen und Spikanarden, nebst allen Arten von köstlichen Spezereyenstauden und Harzen aus seinen Pflanzungen hinein. Und dieß war das Brandopfer, welches Schallum an seinem Hochzeittage darbrachte. Der Rauch desselben erhub sich bis zum Himmel, und erfüllte das ganze Land umher mit Wohlgeruch.

L.

Dreyhundert zwey u. zwanzigstes Stück.
(549.)
Ueber die Entziehung von Geschäften, nebst einem Abschiedsschreiben von Herrn Andreas Freeport.

Quamvis digressu veteris confusus amici,
Laudo tamen — —

JUVEN.

Es gibt wohl wenig Menschen, die nicht, wenn sie in die Welt treten, zugleich den Entschluß fassen sollten, sich ihr wieder zu entziehen, und sich in Einsamkeit und Ruhe zu begeben, wenn sie sich erst ein gemächliches Auskommen erworben haben. Das Unglück ist nur, daß wir immer bald diesen bald jenen Vorwand finden, unsern guten Vorsatz zu verschieben, bis uns endlich der Tod zuvorkömmt, und unsre vorhabende Entziehung von der Welt vereitelt. Unter allen Arten von Menschen

schen aber scheiden keine so ungern aus dem geschäftigen Leben, als die, welche nur Reichthümer zu sammeln beschäftigt, und in dieser Beschäftigung grau geworden sind. Ihre Seele hat durch die beständige Aufmerksamkeit auf Gewinn, eine solche Biegung bekommen, daß es ihnen äußerst schwer wird, ihr einen andern Hang zu geben, und sie gegen diejenigen Gegenstände zu richten, die so wohl für jeden Zeitpunkt des Lebens, als besonders für den letzten, nöthig und heilsam sind. Horaz schildert einen alten Wucherer, den das Glück des Landlebens so sehr entzückte, daß er alle seine Kapitalien einzog, um sich ein Gut zu kaufen; aber was geschah? kaum hatte er das Geld in Händen, so that er es wieder auf neuen Wucher aus.

Zu diesen Gedanken veranlaßte mich eine Unterredung mit meinem würdigen Freunde, dem Herrn Andreas Freeport, einem Manne von so viel natürlicher Beredtsamkeit, von so gesundem Verstande, und so seltner Rechtschaffenheit, daß ich ihm immer mit ausnehmendem Vergnügen zuhöre. Da wir, als die einzigen jetzt noch übrigen Mitglieder unsers Klubs, einen Abend allein zusammen waren, erzählte er mir von den vielen verwickelten Geschäften und Unternehmun-

gen, worin er bisher immer verflochten gewesen, und rechnete mir zugleich eine Menge glücklicher Ereignisse vor, die er zu einer andern Zeit Glücksfälle genannt haben würde; aber in der Gemüthsverfassung, worin er sich jetzt befand, nannte er sie Gnaden des Himmels, Wohlthaten der Vorsehung, und Segen eines redlichen Fleißes. Nun müssen Sie wissen, mein lieber Freund, sagte er, ich bin so sehr gewohnt, mich als Gläubiger und Schuldner zu betrachten, daß ich oft, auf eben diesen Fuß, zwischen dem Himmel und meiner Seele Rechnung mache. Will ich in diesem Fall die Bilanz ziehen, und sehe auf das Debet, so finde ich da so unzählig viele Artikel, daß meine Rechenkunst beym Aufsummiren derselben zu kurz kömmt; sehe ich aber auf das Kredit, so finde ich nicht viel mehr, als ein unbeschriebenes Blatt. Ungeachtet ich nun sehr wohl einsehe, daß es nie in meinen Kräften stehen wird, die Rechnung mit meinem Schöpfer durch Gegenrechnung zu saldiren, so bin ich doch entschlossen, alle meine künftigen Bestrebungen auf diesen großen Zweck zu richten. Verwundern Sie sich also nicht, mein Freund, wenn Sie hören, daß ich eine stillere, dem Nachdenken gewidmete Lebensart gewählt

wählt habe, und wenn Sie mich künftig an diesem Orte nicht mehr antreffen werden.

Ich konnte nicht umhin, einem so guten Vorsatz meinen Beyfall zu geben, so groß auch der Verlust ist, den ich dadurch leiden werde. Herr Freeport hat sich nachher in folgendem Briefe, den ich so eben erhalte, weitläuftiger gegen mich erklärt.

Mein lieber Herr Zuschauer,

„Ungeachtet meine Freunde im Klub sich oft über mich lustig machten, wenn ich von Entziehung von Geschäften sprach, und mich an eins meiner eignen Sprichwörter erinnerten, nähmlich: Ein Kaufmann hat nie eher genug, als bis er noch ein Bißchen mehr gewonnen hat: so kann ich Sie doch jetzt versichern, daß es Einen in der Welt gibt, welcher glaubt, daß er genug hat, und entschlossen ist, den Rest seines Lebens im Genuß dessen, was er hat, zuzubringen. Sie kennen mich, und ich darf Ihnen daher nicht erst sagen, daß ich unter dem Genuß meiner Güter nichts anders verstehe, als die Anwendung derselben zum Nutzen meiner Nebenmenschen. Da der größte Theil meines Vermögens bisher von

unstäter und flüchtiger Art gewesen ist, indem es theils von Wind und Wellen umher getrieben ward, theils in Aktien bald stieg bald sank, so habe ich es jetzt in gute dauerhafte und unbewegliche Hufen und liegende Gründe verwandelt. Ich habe es der Unsicherheit des stürmischen Meers und der Ebbe und Fluth der Fonds entzogen, und es zum Ankauf eines ansehnlichen Landguts angewandt. Dieß wird mir recht viel Gelegenheit geben, auf meine Weise mildthätig zu seyn, das heißt, meinen armen Nachbarn Arbeit zu verschaffen, und ihnen ein gemächliches Auskommen aus ihrer eignen Industrie zu geben. Meine Gärten, meine Fischteiche, meine Ackerfelder und Viehweiden sollen meine verschiednen Hospitäler, oder vielmehr Werkhäuser seyn, in denen ich eine Menge dürftiger Leute aus meiner Nachbarschaft, die jetzt kaum das liebe Brod haben, zu unterhalten gedenke. Ich habe eine hübsche Strecke Landes angekauft, das großer Verbesserungen fähig ist, und bin in Gedanken schon darüber aus, einige Stücke desselben umzubrechen, andre einzuzäunen, andre mit Holz zu bepflanzen, und die morastigen Stellen auszutrocknen. Kurz, da ich jetzt auch meinen Theil an der Oberfläche dieser Insel habe, so bin ich ent-

entschlossen, ihn zu einem so schönen Fleck zu machen, als irgend einen in Ihrer Majestät Gebiet; wenigstens soll man keinen Zollbreit desselben finden, der nicht aufs vortheilhafteste angebaut wäre, und seinem Eigenthümer so viel eintrüge, als ihm nur möglich ist. So wie ich in meinem Handel meine Sachen so einrichtete, daß jeder Wind, aus welcher Ecke des Kompasses er auch wehte, eins oder das andre meiner Schiffe nach Hause bringen mußte, so hoffe ich auch, als Landwirth, es so einzurichten, daß kein Regenschauer, kein Sonnenschein auf meinen Grund und Boden fallen soll, ohne irgend einen Theil desselben zu verbessern, und etwas zu den Produkten der Jahrszeit beyzutragen. Sie wissen, meine Meinung vom Leben ist bisher gewesen, daß es weggeworfen sey, wenn es nicht auf eine oder andre Art Andern zum Nutzen gereiche. Allein, wenn ich jetzt so für mich allein, auf der offnen Heide, die neben meinem Hause liegt, in der frischen Luft spazieren reite, so steigen noch allerley andre Gedanken in mir auf. Ich bin jetzt der Meinung, daß ein Mensch von meinem Alter genug mit sich selbst zu thun finden kann, seine Seele in Ordnung zu bringen, sie auf eine

andre

andre Welt vorzubereiten, und sie mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Ich muß Ihnen daher sagen, daß ich, außer jenen gewöhnlichen Arten der Mildthätigkeit, deren ich vorhin gedachte, eben den Augenblick einen bequemen Platz ausfindig gemacht habe, wo ich ein Armenhaus bauen kann, welches ich, für ein Dutzend abgelebte Landleute, gar hübsch auszustatten Willens bin. Es wird ein ausnehmendes Vergnügen für mich seyn, *zweymahl alle Tage mit Leuten von meinen Jahren mein Gebet zu verrichten, die alle,* wie ich selbst, mehr darauf bedacht seyn müssen, wie sie sterben, als wie sie leben wollen. Ich erinnere mich eines vortrefflichen Spruchs, den ich in der Schule lernte: Finis coronat opus. Sie werden am besten wissen, ob er im Virgil oder im Horaz steht; mir ist nur daran gelegen, ihn wohl anzuwenden. Wenn Ihre Geschäfte es Ihnen erlauben, zuweilen der Landluft bey mir zu genießen, so sollen Sie ein hübsches Zimmer für sich bereit finden, und täglich Rind- oder Hammelfleisch von meiner eignen Zucht, Fische aus meinen eignen Teichen, und Obst aus meinen eignen Gärten essen. Sie sollen in und außer meinem Hause freyen Aus- und

Eingang haben, ohne daß Ihnen Jemand mit Einer Frage beschwerlich fallen soll; mit einem Worte, Sie sollen mir so herzlich willkommen seyn, als Sie es nur erwarten können von

Ihrem ꝛc.

Andreas Freeport.

Da der Klub, dessen Mitglied ich bin, sich jetzt gänzlich zerschlagen hat, so werde ich im nächsten Stücke meine Leser über ein Projekt, wegen Errichtung eines neuen, zu Rathe ziehen.

O.

Drey=

Dreyhundert drey und zwanzigstes Stück.
(550.)

Maßnehmungen des Zuschauers zu Errichtung eines neuen Klubs.

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Hor.

Seit der neuerlichen Zerschlagung des Klubs, für dessen Mitglied ich mich oft erklärt habe, haben sich eine Menge von Personen, durch Briefe, Bittschriften und Empfehlungsschreiben, als Kandidaten zu der neuen Wahl bey mir angegeben. Ja man hat sich sogar bey dieser Gelegenheit verschiedner krummen Wege und verbotener Künste bedient, um mich zu gewinnen, worüber ich mich hier öffentlich beklagen muß. Herr Roger von Roverley war kaum todt, als schon ein gewisser Herr vom Lande bey mir anklopfte, indem er mir sagen ließ, daß ich, wenn ich ihm zu der

Stelle des Verstorbnen verhülfe, ein Faß des besten Oktoberbiers haben sollte, daß ich in meinem Leben getrunken hätte. Das Frauenzimmer brennt vor Neugier zu wissen, wen ich an Herrn Wilhelm Honigseims Stelle zu wählen gedenke. Einige derselben sind der Meinung, Herr Honigseim habe sich ihr Interesse im Klub nicht gehörig angelegen seyn lassen, und wünschen daher künftig eine Repräsentantinn ihres eignen Geschlechts darin zu sehen. Ein angesehener Bürger dieser Stadt, der sich X. Z. unterschreibt, meldet mir, er habe ein und zwanzig Aktien in der Afrikanischen Kompagnie, und will mich mit der ein und zwanzigsten bestechen, wenn ich ihn zum Nachfolger des Herrn Andreas Freeport ernennen will; dieß meint er, würde dem Kredit jenes Fonds nicht wenig aufhelfen. Ich habe verschiedne Briefe, aus Jenny Man's Gasthofe datirt, von Herren, die sich um des Hauptmanns Sentry Stelle bewerben, und eben so viele aus einem Kaffehause am St. Paulsplatze von Andern, welche die Vakanz gern ausfüllen möchten, welche durch den Tod meines würdigen Freundes, des Geistlichen, dessen ich nie ohne vorzügliche Achtung erwähnen kann, verursacht worden ist. Da ich nun

alle diese verschiednen Umstände, nebst den vielen Vorstellungen, die mir hierüber geschehen sind, reiflich erwogen und bedacht habe, welch ein gehässiges Amt ich über mich nehmen würde, wenn ich die ganze Wahl von meiner einzigen Stimme abhangen ließe, auch gar keine Lust habe, mich alle dem Geschrey auszusetzen, welches man bey einer solchen Gelegenheit, wegen Parteylichkeit, Ungerechtigkeit, Bestechung und andrer Eigenschaften, die meine Natur verabscheuet, unfehlbar über mich erheben würde: so habe ich mir endlich folgendes Projekt zu einem neuen Klub entworfen.

Ich gedenke nähmlich, Ausschreiben an alle und jede Klubs, die nur irgend in London und Westminster errichtet sind, ergehen zu lassen, und sie zu ersuchen, daß sie, jeder aus seinem Mittel, eine Person von den größten Verdiensten erwählen, und mir deren Nahmen vor nächstem Marientage melden mögen, weil ich alsdann meine Sitzung halten werde.

Auf diese Weise habe ich gegründete Ursache zu hoffen, daß der Klub, über welchen ich präsidiren werde, die wahre Bluhme und Quintessenz aller andern Klubs seyn wird. Ich habe dieses mein

Pro-

Projekt Niemanden, als einem ganz vertrauten Freunde mitgetheilt, den ich schon einige Mahl wegen seines besondern Glücks in der Art von Witz, die man gemeiniglich Wortspiele nennt, gepriesen habe. Der einzige Einwurf, den er dagegen macht, ist, daß ich mir viele Feinde machen werde, wenn ich mit einem so königlichen Air zu Werke gehe, und daß meine Verleumder, anstatt mir den gewöhnlichen Titel Zuschauer zu geben, mich wohl gar den **Klubkönig** *) nennen werden.

Doch wieder von meinem vorhabenden Projekt zu reden, so weiß Jedermann, daß ich gleich Anfangs in diesem Werk mit dem Charakter eines schweigenden Mannes auftrat; und ich habe, dünkt mich, mein Schweigen so gut beobachtet,

*) Das Wortspiel in dieser Stelle ist unübersetzlich. Klub heißt im Englischen auch das Trefle in Karten, und Klubkönig also so viel als Treflekönig. Zugleich soll dieß darauf anspielen, daß der Zuschauer ein Tory, oder Königlichgesinnter sey, und deswegen seine Feinde ihm diesen Spottnahmen geben würden.

daß ich mich nicht erinnere, es binnen einer Zeit von beynahe zwey Jahren nur mit drey ganzen Sätzen gebrochen zu haben. Da ein einsylbiges Wort meine größte Lust ist, so habe ich in allen meinen erzählten Unterredungen mich selten über ein Ja oder Nein verstiegen. Hierdurch sind meine Leser um manche gute Sachen gekommen, die ich auf dem Herzen hatte, und die ich mir nur die Mühe nicht geben wollte auszusprechen.

Um nun meinen Charakter abwechselnd zu machen, und der Welt zu zeigen, wie gut ich plaudern kann, wenn ich nur will, so habe ich mir vorgenommen, in dem neuen Klub, mit dessen Errichtung ich jetzt umgehe, sehr schwatzhaft zu seyn. Um aber desto regelmäßiger in dieser Sache zu verfahren, so ist meine Absicht, daß, bey der ersten Zusammenkunft des besagten Klubs mir der Mund in Forma geöffnet werden soll; ich werde nähmlich in diesem Stück nach einem gewissen Ritual zu Werke gehen, welches ich besitze, und welches alle die Ceremonien enthält, die bey der Oeffnung des Mundes eines Kardinals beobachtet werden. Auch habe ich die Formalitäten untersucht, deren sich vor Alters Pythagoras bediente, wenn

er einem seiner Schüler, nach den Lehrjahren des Stillschweigens, die Freyheit wieder gab, sich seiner Sprache zu bedienen. Unterdeß, da ich seit kurzem meinen Nahmen, bey viel geringfügigern Gelegenheiten in auswärtigen Zeitungen angeführt gefunden habe, so zweifle ich nicht, sie werden, in ihren nächsten Artikeln von Großbritannien, die Welt benachrichtigen, daß am bevorstehenden 25ten März dem Zuschauer der Mund werde geöffnet werden. Vielleicht schreibe ich ein sehr lehrreiches Blatt von den Proceduren bey dieser feyerlichen Handlung, und von den Personen, die ihr beygewohnt haben. Doch hiervon nächstens mehr.

O.

Dreyhundert vier u. zwanzigstes Stück. (554.)

Von den Fähigkeiten der menschlichen Seele.

— *Tentanda via est, qua me quoque possim*
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.

VIRG.

Ein berühmter Französischer Schriftsteller macht die Bemerkung, daß kein Mensch je den vollen Gebrauch von seinen Fähigkeiten gemacht, den ihr Umfang ihm zu machen erlaubt hätte. Ich will nicht untersuchen, ob diese Behauptung im strengsten Verstande wahr ist. Genug, Jeder, er mag noch so großen Fleiß angewandt, und es noch so weit gebracht haben, wird, wenn er in sein vergangenes Leben zurückschaut, viele Lücken, viele leere und vernachläßigte

Stun-

Stunden erblicken, die ihm ungenutzt entwischt sind; und es gibt wohl keinen über sich selbst nachdenkenden Menschen in der Welt, der sich nicht dann und wann einbilden sollte, er würde, wenn er sein Leben noch einmahl vorn anzufangen hätte, seine Zeit besser ausfüllen können.

Am stärksten geräth die Seele in Versuchung, sich diesen sinnreichen Vorwurf zu machen, wenn ihr das Beyspiel solcher Menschen vorgestellt wird, welche sich vor dem großen Haufen der Sterblichen durch Gelehrsamkeit, Kunst oder andre schätzbare Vollkommenheiten, besonders ausgezeichnet haben.

Eines der vielumfassendsten, reichsten und ausgebildetsten Genies, welches unsre, oder jede andre Nation, je aufzuweisen gehabt hat, war Franz Bakon von Verulam. Dieser große Mann hatte sich durch außerordentliche Kräfte der Natur, durch den Umfang seines Geistes, und durch ein unermüdetes Studium, einen Schatz von Erkenntniß erworben, den wir nicht ohne Erstaunen betrachten können. Seine Fähigkeit scheint alles umfaßt zu haben, was bis dahin

durch Schriften der Welt mitgetheilt war; und hiermit nicht zufrieden, öffnete er selbst so viele neue Pfade der Wissenschaft, daß das längste Leben Eines Mannes viel zu kurz ist, sie alle zu durchwandern. Diese konnte er daher nur andeuten, wie unvollendete Küsten auf Landkarten, oder vermuthliche Landspitzen, und mußte es weitern Entdeckungen und dem Fleiße künftiger Zeitalter überlassen, auf seine Winke oder Muthmaßungen fortzubauen, und sie zu bestätigen.

Der vortreffliche Boyle war der Mann, welchen die Natur bestimmt zu haben scheint, die Arbeiten und Untersuchungen dieses außerordentlichen Genies fortzusetzen. Durch unzählige Versuche füllte er gewisser Maßen jene Skizen und Umrisse der Wissenschaft aus, die sein Vorgänger entworfen hatte. Das ganze Geschäft seines Lebens bestand in Erforschung der Natur, unter allen ihren mancherley Formen und Abwechselungen, uud in der vernünftigsten und zugleich frömmesten und wärmesten Verehrung ihres göttlichen Urhebers.

Es ist unmöglich, viele Menschen zu nennen, die ihre Fähigkeiten, in den Wissenschaften, worauf

sie sich gelegt hatten, so weit, als diese beiden, ausgedehnt hätten. Meine gelehrten Leser aber werden, bey dieser Gelegenheit, natürlicher Weise sogleich an einen dritten *) denken, welcher noch lebt, und gleichfalls der Stolz unsrer Nation ist. Die Verbesserungen Andrer in der Mathematik und Naturkenntniß haben unter seinen Händen einen so ungeheuren Zuwachs bekommen, daß wir daran ein bewundernswürdiges Beyspiel haben, nicht nur wie groß die Fähigkeit einer menschlichen Seele, sondern auch wie unerschöpflich der Gegenstand ihrer Untersuchungen ist. So wahr ist jene Bemerkung der heiligen Schrift! daß, wenn gleich ein Weiser die Werke Gottes, vom Anfang bis zu Ende ergründen will, es ihm doch nicht gelingen wird.

Ich kann nicht umhin, hier noch eines Charakters zu erwähnen, welcher zwar von andrer Art, als diese, aber doch so beschaffen ist, daß er uns ebenfalls die wunderbare Macht der Natur und des Fleißes zeigt, und zugleich das außerordentlichste Beyspiel von einem Universalgenie gibt, das

*) Isaak Newton.

ich noch je gefunden habe. Ich meine den Leonardo da Vinci, einen Italienischen Mahler, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebte, und aus einer edlen Familie in Toskana abstammte. In seiner Profession, der Geschichtmahlerey, war er ein so großer Meister, daß einige behaupten, er habe alle seine Vorgänger übertreffen. Gewiß ist es, daß er den Michael Angelo, seinen Zeitgenossen, zum Neide reizte, und daß Raphael selbst aus dem Studio seiner Werke seine beste Manier im *Zeichnen lernte*. Ueberdem war er Meister *in* der Bildhauerkunst und Baukunst, und besaß große Geschicklichkeit in der Anatomie, der Mathematik und Mechanik. Die Wasserleitung aus der Adda nach Mailand rühmt man als ein Werk von seiner Erfindung. Er verstand verschiedne Sprachen, und war ein Kenner der Geschichte, der Philosophie, der Poesie und Musik. Ungeachtet es nicht zu meinem Zwecke gehört, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bemerken, daß alle, die von ihm geschrieben haben, auch der Vollkommenheit seines Körpers erwähnen. Seine Stärke war fast unglaublich; seine Person war sehr wohlgebildet, und dabey war er Meister in allen feinern Leibesübungen. Endlich

ver=

versichert man auch, seine moralischen Eigenschaften wären mit seinen Naturgaben und Geistesvorzügen übereingekommen, und er wäre rechtschaffen, edelmüthig und von sehr sanften liebenswürdigen Sitten gewesen. Ich hätte jetzt genug von ihm gesagt, wenn ich nicht glaubte, daß es den Liebhabern von Seltenheiten unter meinen Lesern angenehm seyn würde, wenn sie erführen, daß ein so merkwürdiger Charakter durch einen eben so merkwürdigen Umstand bey seinem Tode ausgezeichnet worden ist. Da der Ruhm seiner Werke ihm allgemeine Hochschätzung erworben hatte, ward er an den Französischen Hof berufen, wo er nach einiger Zeit in eine Krankheit verfiel. Franz der Erste ging selbst zu ihm, um zu sehen, wie er sich befände. Als er ins Zimmer trat, richtete der Kranke sich in seinem Bette auf, um für diese große Ehre zu danken; der König umarmte ihn, aber Leonardo ward in diesem Augenblicke ohnmächtig, und verschied so in den Armen dieses großen Monarchen.

Unmöglich kann man solche Beyspiele, wie diese, betrachten, ohne sich durch den Gedanken an die wunderbare Natur der menschlichen Seele,

welche

welche solcher Fortschritte in der Erkenntniß fähig ist, und eine solche Menge der mannichfaltigsten Ideen ohne Verwirrung zu fassen vermag, empor gehoben zu fühlen. Wie natürlich muß man nicht hieraus auf ihren göttlichen Ursprung schließen! Und da wir finden, daß die todte gedankenlose Materie mit einer natürlichen Kraft begabt ist, ewig fortzudauern, wofern sie nicht von der Allmacht vernichtet wird, wie ungereimt würde es nicht seyn, sich einzubilden, daß ein so sehr über sie erhabnes Wesen nicht denselben Vorzug besitze!

Auf der andern Seite erstaunt man um desto mehr, wenn man seine Gedanken von solchen Beyspielen, als ich angeführt habe, wegwendet, und an diejenigen denkt, die man so häufig in den Nachrichten von barbarischen Nationen unter den Indianern findet. Hier sehen wir unzählige Menschen, welche kaum die ersten Schimmer von Vernunft zeigen, und wenig Ideen zu haben scheinen, außer denen, die ihnen ihre Sinne und Begierden darreichen. Diese sind gleichsam große Wildnisse, oder öde unangebaute Strecken der menschlichen Natur; und vergleichen wir sie mit Menschen von dem erhabensten Charakter in Künsten und

Wissen-

Wissenschaften, so finden wir es schwer, uns zu überreden, daß sie Geschöpfe von eben derselben Gattung sind.

Einige sind der Meinung, die Seelen der Menschen wären von Natur sich alle gleich, und die große Ungleichheit, die wir so oft bemerken, rühre bloß von der verschiedenen Organisation oder Struktur der Körper her, mit denen sie vereinigt sind. Was aber auch immer diese erste Ungleichheit hervorbringen mag, so liegt doch gewiß der Grund des nächsten großen Unterschiedes, den wir unter den Menschen in Ansehung ihrer verschiednen Einsichten und Geschicklichkeiten finden, in ihrer Erziehung, ihren Schicksalen und ihrem Verhalten. Die Seele ist eine Art von rohem Diamant, dessen Politur Kunst, Arbeit und Zeit erfodert. Aus Mangel dessen geht manches gute natürliche Genie verloren, oder bleibt ungeschliffen, wie ein Edelstein im Bergwerke.

Einer von den stärksten Antrieben, sich in denen Künsten und Vollkommenheiten hervorzuthun, die im höchsten Ansehen unter den Menschen stehen, ist die natürliche Begierde der Seele

nach

nach Ehre; welche, so fehlerhaft sie auch in ihrem Uebermaß seyn mag, doch auf keine Weise niedergeschlagen werden sollte. Vielleicht sind wirklich einige Moralisten etwas zu strenge gegen dieses Principium, welches doch eine Triebfeder zu seyn scheint, die uns von der Natur eingepflanzt worden, um alle verborgenen Kräfte der Seele in Bewegung zu setzen, und die sich gerade in den edelsten Gemüthern mit der größten Gewalt äußert. Alle die großen Männer unter den alten Römern, deren Charakter am meisten glänzt, waren aufs stärkste von dieser Leidenschaft beseelt. Cicero, dessen Gelehrsamkeit und große Verdienste um sein Vaterland, so bekannt sind, war bis zum Uebermaß von ihr entflammt, und bittet den Lucceius, welcher an einer Geschichte der damahligen Zeit arbeitete, aufs dringendste, doch recht umständlich und warm in der Erzählung der Begebenheiten seines Konsulats zu seyn; er wünscht zugleich sein Werk bald vollendet zu sehen, damit er das Vergnügen hätte, noch bey seinem Leben einen Theil der Ehre zu genießen, die, wie er voraussähe, seinem Andenken zu Theile werden würde. Dieß war die Ehrbegierde einer großen Seele; der vor-

trefliche

treffliche Mann fehlt aber in dem Grade dersel-
ben, und kann sich nicht enthalten, dem Ge-
schichtschreiber bey dieser Gelegenheit zuzumuthen,
daß er sich an die strengen Gesetze der Geschichte
nicht binden, und in seinem Lobe sogar die Gränzen der Wahrheit überschreiten solle. Der jüngere Plinius hatte dieselbe Begierde nach Ruhm, nur war sie mit mehr Züchtigkeit und Bescheidenheit verknüpft. Die Offenheit, womit er sie gegen einen Freund gesteht, der ihn aufgemuntert hatte, irgend ein großes Werk zu unternehmen, ist ausnehmend schön, und erhebt ihn zu einer gewissen Größe, die ihn über den Vorwurf der Eitelkeit hinweg setzt. Ich muß gestehen, sagt er, daß nichts meine Gedanken mehr beschäftigt, als die Begierde, meinen Nahmen zu verewigen; ein Ziel, welches, meiner Meinung nach, eines Mannes würdig ist, wenigstens eines solchen, der, da er sich keiner strafbaren Handlung bewußt ist, nicht Ursache hat, sich vor dem Andenken der Nachwelt zu fürchten.

Ich darf, dünkt mich, nicht schließen, ohne eine Nutzanwendung für alle meine Leser aus dem

Inhalt

Inhalt dieses Aufsatzes zu ziehen; und diese ist die Wahrheit: daß, wenn gleich nicht alle fähig sind, in Gelehrsamkeit oder den schönen Künsten und Wissenschaften zu glänzen, doch Jeder fähig ist, sich in irgend einem Dinge hervorzuthun. Die Seele hat in diesem Stück eine gewisse vegetirende Kraft, welche nicht ganz müssig liegen kann. Wird sie nicht zu einem regelmäßigen Garten angelegt und gebaut, so wird sie von selbst in Unkraut oder Bluhmen von wilderer Art aufschießen.

Drey=

Dreyhundert fünf und zwanzigstes Stück.
(555.)

Abschied des Herausgebers dieser Blätter, und Anzeige der Verfasser.

Respue *quod* non es. —

PERS.

Da alle Mitglieder der vorgeblichen Gesellschaft, die in meinen ersten Blättern beschrieben ist, jetzt nach einander verschwunden sind, so ist es hohe Zeit für den Zuschauer selbst, von der Bühne abzutreten. Allein ich fühle in diesem Augenblicke, da ich Abschied nehmen soll, eine größere Angst und Verlegenheit, als ich bey irgend einem Theile dieses Werks, seitdem ich mein Zuschaueramt übernommen, empfunden habe. Es ist viel schwerer, mit der Welt in einem wahren, als in einem angenommenen Charakter zu reden. Was

im Munde des Zuschauers für Laune galt, würde im Munde dessen, der seinen Nahmen vor sein Werk setzt, das Ansehen von Uebermuth haben. Der fingirte Schriftsteller konnte dreist diejenigen verachten, die etwas an ihm auszusetzen haben, und, ohne Anstoß zu geben, seine eigne Arbeiten erheben. Er konnte sich in seiner Verkleidung einen Schein von Autorität und Gewalt geben, ohne daß Jemand ihn für eitel und eingebildet hielt. Lob oder Tadel trifft nur das Geschöpf seiner Einbildungskraft; *und wenn jemand etwas an ihm auszusetzen* findet, so kann der Verfasser ihm mit dem alten Philosophen antworten: Du schlägst nur das Gehäuse des Anaxarchus. Wenn ich daher jetzt in meiner eignen Person auftrete, und in meinen Privatcharakter spreche, so muß ich nothwendig meine Leser in einem viel demüthigern Ton und mit der gebührenden Dankbarkeit für die gütige Aufnahme anreden, womit sie diese Blätter nun beynahe schon zwey Jahre lang beehret haben.

Ich hoffe, was ich hier zur Rechtfertigung der Freyheit, die ein fingirter Charakter sich herausnehmen darf, angeführt habe, wird alles,

was irgend in diesen Aufsätzen von dem Zuschauer und seinen Werken gesagt seyn mag, hinlänglich entschuldigen; gleichwohl würde der Vorwurf der gröbsten Eitelkeit mich noch immer verdienter Weise treffen, wenn ich nicht einige Rechenschaft ablegte, auf welche Weise mir es möglich geworden, den Geist eines so lange fortgesetzten und mit so großem Beyfall aufgenommenen Werks zu unterhalten. Alle die Blätter, die mit einem C, einem L, einem I, oder einem O bezeichnet sind, das heißt, die ich durch einen von den Buchstaben des Nahmens Clio von den andern unterschieden habe, sind Geschenke des Mannes *), dessen Beystandes ich mich vormahls in der Vorrede und am Schluß meines Schwätzers rühmte. In der That bin ich stolzer auf seine so lange fortgesetzte Freundschaft, als ich auf den Ruhm seyn würde, für den Verfasser irgend einer Arbeit gehalten zu werden, die nur Er zu verfertigen im Stande ist. Ich erinnere mich, daß ich, nach Vollendung meines zärtlichen Ehemanns *) zu ihm sagte, ich wünschte nichts so sehnlich, als daß wir

*) Addison.

**) Ein Schauspiel von Herrn Steele.

irgend einmahl ein von uns beiden gemeinschaftlich geschriebenes Werk herausgeben möchten, welches, zum Andenken unsrer Freundschaft, den Titel: das Monument, führen sollte. Möchte doch das, was ich hier gethan habe, so ehrenvoll für diesen heiligen Nahmen seyn, als Gelehrsamkeit, Witz und Menschenliebe diejenigen Blätter machen, die ich den Leser für die seinigen zu erkennen gelehrt habe. Als das obgedachte Schauspiel zum letzten Mahl aufgeführt ward, klatschte man so vielen Stellen desselben, *die ich eben dieser Hand* verdanke, Beyfall zu, daß es mich in meinen eignen Augen verächtlich machte, sie ihm nicht öffentlich zugeschrieben zu haben. Ich ersuche bey dieser Gelegenheit seine andern Freunde, ihm mit mir anzuliegen, daß er seine dramatischen und andern Werke, die er ausgearbeitet hat, nicht länger zurückhalte; und schließe, was ich über diesen Punkt zu sagen mich für verbunden halte, mit folgendem Wink zu besserer Beurtheilung meiner Schriften: daß der beste Kommentar über sie eine Nachricht seyn würde, zu welcher Zeit dieser Beschützer des zärtlichen Ehemanns sich in England oder in fremden Ländern aufgehalten.

Der

Der Leser wird auch einige Blätter finden, die mit einem X bezeichnet sind; diese verdankt er dem sinnreichen Schriftsteller *), dessen Epilog zur unglücklichen Mutter **) das Publikum so sehr belustigt hat. Ich hätte alle diese verschiednen Blätter, mit voller Genehmigung beider Herren, welche sie nicht in der Absicht schrieben, je als Verfasser derselben bekannt zu werden, für meine eigne Arbeit ausgeben können. Da aber Redlichkeit und Aufrichtigkeit mir über Alles gilt, so wollte ich mir von meinem Gewissen nicht den Vorwurf machen lassen, mir ein Lob erworben zu haben, das mir nicht gebührte.

Die übrigen Unterstützungen, die ich bey diesem Werke gehabt, sind mir durch Briefe, zuweilen durch ganze Blätter, und manchmahl durch kurze Winke, von unbekannten Händen zugekommen. Es ist mir nicht möglich gewesen, die Urheber dieser Gewogenheiten mit einiger Gewißheit auszuforschen, folgende Herrn ausgenommen, die ich in der Ordnung hersetze, wie

*) Herr Budgell.

**) Ein Trauerspiel von Ambr. Philipps.

ich ihre Geschenke erhalten habe; wiewohl der erste, den ich nennen werde, kaum in irgend einer Reihe von Gelehrten genannt werden kann, wo er nicht den Vorrang verdiente. Die Herrn also, die mich auf diese Art verpflichtet haben, sind: Herr Martyn, Herr Pope, Herr Hughes, Herr Karey, Herr Tickel, Herr Parnelle, Herr Eusden und Herr Ince *). So habe ich also, um in der Sprache meines vormahligen Freundes, des Herrn Andreas Freeport zu reden, mit allen meinen Gläubigern *an Wiß und Gelehrsamkeit* meine *Rechnung geschlossen.* Da aber alle diese vortrefflichen Aufsätze, ohne Vermittelung dieser Wochenschrift, nie das Licht gesehen haben würden, so kann ich mir immer das Verdienst anmaßen, daß sie dem Publiko bekannt geworden sind.

Man wird mich nicht fragen, warum ich jetzt aufhöre; wiewohl ich mich für verbunden erkenne, der Stadt künftig von dem Gebrauch meiner Zeit Rechenschaft zu geben, weil ich gerade zu einer Zeit abbreche, da ihre Parteylichkeit für mich so groß ist, daß eine Auflage der ersten Bände des Zu-

*) Herrn Steele's eigene Arbeiten sind mit einem T oder R bezeichnet.

Zuschauers von 9000 Exemplaren bereits vergriffen ist, und die Taxe auf jedes Stück der Stempelkammer, eine Woche in die andre gerechnet, wöchentlich über 20 Pfund eingebracht hat, ungeachtet dieser Taxe wegen, anfangs die Auflage um die Hälfte kleiner gemacht werden mußte, als sie vorher war.

Ich bitte um die Fortdauer dieser Neigung mich zu begünstigen, auch für das, was ich künftig vielleicht noch schreiben werde; und hoffe, in den Begebenheiten meines Lebens bereits so viel und so tief von Gram und Widerwärtigkeiten gekostet zu haben, daß ich gegen viel glücklichere Umstände, als selbst die größten Vortheile, zu denen meine Arbeitsamkeit mich irgend zu erheben vermag, bewährt seyn werde. Ich bin

meines geneigten Lesers
gehorsamster und verbundenster Diener
Richard Steele.

Vos valete et plaudite.

Terent.

Ende des siebenten Bandes.

Die sich etwa in diesem Bande befindlichen Druckfehler, werden dem achten Bande beygefügt werden.



